

E-Journal (2013)

2. Jahrgang · 1

Forum
Interdisziplinäre
Begriffsgeschichte

Herausgegeben von Ernst Müller
Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin

(FIB)

Impressum

Hrsg. von Ernst Müller, Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin (ZfL)
www.zfl-berlin.org

Direktorin Prof. Dr. Dr. h.c. Sigrid Weigel

© 2013 · Das Copyright und sämtliche Nutzungsrechte liegen ausschließlich bei den Autoren, ein Nachdruck der Texte auch in Auszügen ist nur mit deren ausdrücklicher Genehmigung gestattet.

Redaktion Ernst Müller (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink, Vanessa Lux, Dirk Naguschewski, Tatjana Petzer, Falko Schmieder, Georg Toepfer, Stefan Willer

Wissenschaftlicher Beirat Faustino Oncina Coves (Valencia), Johannes Fehr (Zürich), Christian Geulen (Koblenz), Eva Johach (Konstanz), Helge Jordheim (Oslo), Christian Kassung (Berlin), Clemens Knobloch (Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

ISSN 2195-0598

Gestaltung Carolyn Steinbeck · Gestaltung

Layout/ Satz Marietta Damm, Jana Sherpa

gesetzt in der ITC Charter

Inhalt

- 4 Editorial
Ernst Müller

BEITRÄGE Pathologie und Moderne

- 8 Vernunft als Therapie und Krankheit
Olaf Nohr

- 21 Parasiten, eine Begriffsgeschichte
Heiko Stullich

- 31 Neurasthenie und Burnout –
Zwei Erscheinungsformen moderner Erschöpfung
Sarah Bernhardt

- 38 »Krise« und »Pathogenese« in Reinhart Kosellecks Diagnose
über die moderne Welt
Gennaro Imbriano

MISZELLEN

- 50 Konzeptgründung vor Referenzlandschaft:
Notizen zur Begriffsstrategie der Mutation bei Hugo de Vries
Jörg Thomas Richter

- 61 Anführungszeichen als Symptom.
Zum historischen Bedeutungs- und Funktionswandel einer Zeichenform
Falko Schmieder

REZENSION

- 68 Stephan Günzel (Hg.): *Lexikon der Raumphilosophie*
unter Mitarbeit von Franziska Kümmerling,
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012
Herbert Kopp-Oberstebrink

Editorial

Gustav Teichmüller, der zu den Begründern der philosophischen Begriffsgeschichte im 19. Jahrhundert zählt, hat die Tätigkeit des Begriffshistorikers mit der des Physiologen verglichen.

Ein Begriff wird nämlich oft viel klarer, wenn man ihn in seinen späteren Entwicklungsformen betrachtet. Es verhält sich zwar nicht so, wie etwa die Physiologen das Hähnchen im Ei mit dem ausgewachsenen Organismus anatomisch und physiologisch zu vergleichen pflegen, aber doch ähnlich; denn die späteren Entwicklungsformen der Begriffe sind nicht immer normale Bildungen, die den fötalen Zustand zu seiner vollkommenen Gestalt ausgelegt und ausgeprägt hätten, sondern sie sind oft nur Anwendungen und auch Verhüllungen des Begriffs in phantasievollen Gestalten.¹

Schon mehr als hundert Jahre zuvor war das Hühnerei zum bevorzugten Beispielorganismus für die ›epigenetische‹, selbstorganisierte Embryonalentwicklung geworden – in Abgrenzung zur Lehre von den ›präformierten‹ Keimen, die sich auf je schon vorgegebene Weise entfalten. Teichmüllers Anwendung der embryologischen Entwicklungstheorie auf die Begriffsgeschichte zielt darauf ab, dass auch diese es eher mit Emergenzen und unvorhersehbaren, teils pathologischen Abweichungen in der Entwicklung von Begriffen als mit deren einfacher Entfaltung zu tun hat. Schon Teichmüllers Lehrer Adolf Trendelenburg verwendete die begriffsgeschichtliche Methode vor allem dazu, den Verfall solcher philosophischen Begriffe kenntlich zu machen, die bei Aristoteles bereits zu großer Klarheit gekommen seien. Vielleicht lässt sich dieser Bogen eines Zusammenhangs zwischen modernitätskritischer Pathologie und Begriffsgeschichte bis Reinhard Koselleck ziehen, dessen begriffsgeschichtlich orientierte Dissertation *Kritik und Krise* (1959), eine weitere Gründungsschrift der Begriffsgeschichte, den wirkungsvollen Titel *Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt* trug.

Die Beiträge dieses Heftes sind unter dem Titel *Pathologie und Moderne* versammelt. Dabei zeichnen die meisten Autoren des Heftes nicht nur historische Übertragungen des medizinischen Krankheitsbegriffs in verschiedene gesellschaftlich-kulturelle Felder nach, sondern verdeutlichen zugleich auch, dass solche Begriffsverwendungen zunehmend reflektierter und kritischer erfolgen.

¹ Gustav Teichmüller: *Studien zur Geschichte der Begriffe*, Berlin 1874 (Ndr. Hildesheim 1966), S. X.

Eingeleitet wird die Ausgabe durch Olaf Nohr, der Verbindungen und Analogien zwischen medizinischem und philosophischem Krankheitsbegriff vor allem an Kant, Nietzsche und Wittgenstein analysiert. Die Philosophie der Moderne ist dabei aufs engste mit der metaphorischen Unterscheidung ›krank‹ vs. ›gesund‹ verbunden – so eng, dass es für sie zwar kein Außen, aber vielleicht doch einen reflektierten Umgang mit ihr gibt.

Gennaro Imbriano untersucht Verbindungen zwischen Kosellecks früher Verwendung pathologischer Metaphern zur Charakterisierung der bürgerlichen Gesellschaft und dessen späteren Studien zur Geschichte des aus der Medizin stammenden Begriffs der Krise. Er zeigt, wie Koselleck seine Fortschrittskritik durch einen ›de-biologisierten‹ Krisenbegriff zu ersetzen versucht.

Um Übertragungen und Rückübertragungen zwischen Medizin, Biologie und Gesellschaft geht es auch Heiko Stullich, der einen zentralen ›Agenten der Zwischenräume‹ untersucht: die Figur des Parasiten. Im Rahmen moderner Biopolitik wird der antike Begriff vor allem in Kontexten verwendet, in denen das ›Leben‹ eines Kollektivs als ›Wirt‹ gefährdet erscheint.

Die Spannung zwischen Krankheitsdiskurs, individueller Leidenserfahrung und historischem Selbstverständnis einer Gesellschaft thematisiert Sarah Bernhardt in einem historisch vergleichenden Beitrag zu Nervosität/Neurasthenie (um 1900) und Stress/Burnout (um 2000) als zwei spezifischen Beschreibungsweisen moderner Erschöpfung.

Auch die Mutation eignet sich zur Beschreibung semantischer Umbrüche. Der polnische Epistemologe Ludwik Fleck spricht von ›Mutationen des Denkstils‹. An dem für die Genetik und Mutationsforschung konstitutiven Buch von Hugo de Vries, *Die Mutationstheorie* (1901/1903), entfaltet Jörg Thomas Richter, wie sich der Begriff der Mutation seit seiner Konjunktur in den Biowissenschaften um 1900 in das umkämpfte Terrain zwischen kulturellen und biologischen Evolutionen einschreibt.

In der Abteilung *Miszellen* reflektiert Falko Schmieder den historischen Bedeutungs- und Funktionswandel der Anführungszeichen. Anhand von Texten, in denen Erfahrungen von Shoah und Atomkrieg verarbeitet werden, untersucht er, wie Anführungszeichen dort nicht nur den üblicherweise durch diese Zeichenverwendung gekennzeichneten Begriffsvorbehalt, sondern eine neue Form von Sprachnot und semantischem Bruch markieren.

Am Ende des Heftes rezensiert Herbert Kopp-Oberstebbrink ein von Stephan Günzel herausgegebenes *Lexikon der Raumphilosophie*, das sich in Anspruch und verschiedenen Artikeln an begriffsgeschichtlichen Lexika-Projekten misst.

Ernst Müller

BEITRÄGE

Pathologie und Moderne

Vernunft als Therapie und Krankheit¹

Olaf Nohr

1. Krankheitsmetaphern und Holocaust

Zieht man die vergeblichen Versuche der Mediziner und Philosophen in Betracht, eine sowohl praktikable, theoretisch konsistente und ethisch vertretbare Definition von Krankheit zu erarbeiten, wird die Differenz von Krankheitsbegriff und -metapher insgesamt problematisch. Der aktuell gebräuchliche, systemtheoretische Krankheitsbegriff bezieht sich beispielsweise gar nicht mehr auf Lebewesen, sondern auf die Kopplung bio-psycho-sozialer Systeme. Die Bindestriche in diesem Begriff übernehmen gewissermaßen die Funktion der Metapher: den Sprung über Kategoriengrenzen.

Wenn Metaphern in den Wissenschaften grundsätzlich keinen guten Ruf genießen, gilt dies insbesondere für Krankheitsmetaphern². Zuletzt ist ihre Bedeutung für die pseudo-medizinische Legitimation und Durchführung des Holocaust umfangreich erforscht worden.³ Mit dem Paradigmenwechsel von der Hygiene zur Bakteriologie wurden Krankheiten demnach nicht mehr auf äußere Umstände, sondern auf labortechnisch identifizierbare Kontagien zurückgeführt. Diese medizinische *Visualisierung des Feindes*⁴, welche Robert Koch durch die Markierung von Gewebeschnitten mit Annelinfarbe entscheidend voranbrachte, bot zusammen mit der monokausalen und ontologisierenden Erklärung von Krankheiten große metaphorische Anschlussflächen für die (bio-)politischen Diskurse, die sich seit dem 19. Jahrhundert mehr und mehr mit der Sicherung und Steigerung des Lebens beschäftigten. Dabei ergänzte und befeuerte sich die politische Metaphorik der Mediziner mit der medizinischen Metaphorik der Politiker. Während Koch die »Einwanderung der Bazillen« in den menschlichen Körper zur Invasion der »Zerstörer der Menschheit« stilisierte⁵, die es mit allen monetären, technischen und industriellen Mitteln der neuen Medizin zu »bekämpfen« gelte, wurden die Begriffe »Bakterium« und »Bazille« in politischen Diskursen zunächst metaphorisch auf Migranten aus dem Osten angewendet, bis später das Bild vom Juden als »Bazille im arischen Volkkörper« zum Instrument faschistischer Propaganda avancierte. Stärker noch als im Sozialdarwinis-

1 Die folgenden Gedanken werden ausführlicher in meiner bisher ungedruckten Dissertation entfaltet.

2 Susan Sontag: *Krankheit als Metapher*, Frankfurt a.M. 1978; Susan Sontag: *AIDS und seine Metaphern*, München/Wien 1989. Eine ähnliche Perspektive entwickelt Thomas Anz: *Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik*, Stuttgart 1989.

3 Philipp Sarasin u.a. (Hg.): *Bakteriologie und Moderne. Studien zur Biopolitik des Unsichtbaren 1870–1920*, Frankfurt a.M. 2007.

4 Philipp Sarasin: »Die Visualisierung des Feindes. Über metaphorische Technologien der frühen Bakteriologie«, in: ders. u.a. (Hg.): *Bakteriologie und Moderne* (Anm. 3), S. 427–461.

5 Robert Koch: »Die Ätiologie der Tuberkulose« (1882), in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 1, hg. v. Julius Schwalbe u.a., Leipzig 1912, S. 428–445, hier S. 429.

mus, in welchem der Kampf zwischen den Rassen und Kulturen im Hinblick auf eine Vervollkommnung und Verbesserung für die Zukunft perspektiviert wurde, zielen die bakteriologischen Metaphern auf eine vollkommen apokalyptische Form gegenseitiger Zerstörung, deren nationalsozialistische Durchführung nicht zufällig mit der Sichtbarmachung der Juden per gelbem Davidstern beginnen sollte.⁶

Aber nicht erst die Geschichte des Holocaust belegt, dass gerade ontologisierende Krankheitsbegriffe wie der bakteriologische sich als effektives Mittel erweisen, politische Gegner bis zur Ermordung zu verfolgen. Von den christlichen Glaubenskämpfen und dem amerikanischen Bürgerkrieg⁷ über den Genozid der Türken an den Armeniern von 1916⁸ bis zu den sogenannten *Säuberungswellen* in der Sowjetunion⁹ führt eine Spur medizinischer Metaphern durch die biopolitischen Legitimationsdiskurse.

1.1 Krankheitsbegriffe nach 1945

Die Versuche, den Missbrauch von Krankheitsmetaphern mit begrifflichen Mitteln zu verhindern, beginnen mit der Gesundheitsdefinition der 1946 gegründeten Weltgesundheitsorganisation (WHO). Allerdings wurde deren Sinnhaftigkeit schnell infrage gestellt und die Arbeit an einem missbrauchsresistenten Krankheitsbegriff erwies sich vor allem bezüglich der Relevanz seiner praktischen Implikationen als aussichtsreicher. Mit ihm ließe sich vor allem das Eingreifen des Arztes legitimieren und reglementieren, das ohne eine valide Definition von Krankheit formal kaum vom juristischen Tatbestand der Körperverletzung zu unterscheiden ist. Vor allem dann, wenn der Patient wegen seiner Krankheit oder Verletzung nicht selbst in die Behandlung einwilligen kann.

Die im Europa der 70er Jahre vor allem von Georges Canguilhem, Karl Jaspers und Ivan Illich, in Amerika von Christopher Boorse, Talcott Parsons und Aaron Antonovsky geführte philosophische Diskussion um einen theoretischen Krankheitsbegriff, behandelt im Wesentlichen Themen der Subjektivität/Objektivität und Normativität/Deskriptivität des Krankheitsbegriffs sowie die Relationierung seiner somatischen, psychischen und sozialen Dimensionen.

In zahlreichen Veröffentlichungen hatte der amerikanische Sprachphilosoph Christopher Boorse einen *funktionalistischen Krankheitsbegriff* entwickelt, der als »(bio)medical« oder »biostatistical model« gefasst wird.¹⁰ Er war als rein deskriptive, theoretische Annahme konzipiert, die durch biologische und statistische Normalität geprägt ist. Gesundheit wäre demnach die Funktionalität und Fähigkeit zu art-typischen Aktivitäten eines Organismus in Relation zu den Umweltansprüchen seiner Art.¹¹ Ist Boorses Definition in ihrem Kern ein angeblich von kulturellen Einflüssen und gesellschaftlichen Wertmustern unabhängiges Konzept, machen andere Autoren gerade die Abhängigkeit von diesen Faktoren stark. Auch die WHO-Beschreibung trägt der sozialen Dimension Rechnung, indem sie Gesundheit utopisch als »Zustand vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur als Freiheit

6 »Die Juden würden, wenn wir uns ihrer nicht erwehren würden, uns vernichten. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der arischen Rasse und dem jüdischen Bazillus.« Joseph Goebbels zit. in: Martin Broszat: »Hitler und die Genesis der Endlösung«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 25 (1977), S. 739–775, hier S. 762.

7 Hier wurde das Fluchtverhalten der Sklaven als Krankheit bezeichnet, um die zentrale Verwaltung der Krankenhäuser zu deren Verfolgung zu nutzen. Samuel A. Cartwright: »Report of Diseases and Physical Peculiarities of the Negro Race«, in: *The New Orleans Medical Journal* (May 1851), S. 318–325.

8 Vgl. Hans-Lukas Kieser/Dominik Schaller (Hg.): *Der Völkermord an den Armeniern und die Shoah/The Armenian Genocide and the Shoah*, Zürich 2002.

9 Daniel Weiss: »Ungeziefer, Aas und Müll. Feindbilder in der Sowjetpropaganda«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 16 (2005) 3, S. 109–122; Gerd Koenen: *Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus?*, Frankfurt a.M. 2000.

10 Dirk Lanzerath: *Krankheit und ärztliches Handeln. Zur Funktion des Krankheitsbegriffs in der medizinischen Ethik*, Freiburg/München 2000, S. 117.

11 »But it seems to be clearer to replace the idea of a normal functioning with normal functioning ability or readiness.« Christopher Boorse: »Health as a theoretical concept«, in: *Philosophy of Science* 44 (1977), S. 542–573, hier S. 562.

von Krankheit und Gebrechen« versteht. Diese Formulierung einer *idealen* Norm schießt jedoch über das erklärte Ziel hinaus, den Krankheitsbegriff auf das Soziale auszuweiten. Vor allem jedoch erwächst hieraus die Gefahr einer Medikalisierung der Gesellschaft, die als *social engineering* zum Instrument politischer Manipulation oder wirtschaftlicher Kalküle zu werden droht. Aus dieser Einsicht folgt die kritische Diskussion verschiedener gesellschaftstheoretischer Positionen zur Medizin, um die Grenzen individueller und gesellschaftlicher Normsetzung ziehen zu können. Zwei Formen sozialwissenschaftlicher Untersuchungen sind hierfür besonders relevant: Erstens die sozialen Rollenanalysen der Arzt-Patient-Beziehung, die von dem US-amerikanischen Soziologen Talcott Parsons diskutiert wurden,¹² und zweitens die kritische Frage, inwiefern sich gesellschaftliche Macht- und Autoritätsverhältnisse in der evaluativen Bedeutung von Krankheit reflektieren, Kranke stigmatisiert und aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden.¹³ Diese Formen der *Diskriminierung* und *Medikalisierung* beziehen sich auf den Einzelnen oder kleine Gruppen und sind dadurch von der *Eugenik*¹⁴ unterschieden, die in diesem Kontext als Institutionalisierung von Diskriminierung thematisiert wird. Hier ist das ärztliche Handeln an ein Kollektiv adressiert und mit dem Irrglauben verbunden, die angeborenen Eigenschaften einer Population verbessern zu können. So erregten z.B. die Programme zur Förderung der Fruchtbarkeit von Akademikerinnen und zur Sterilisation von armen und ungebildeten Frauen in Singapur¹⁵ sowie das chinesische »Gesetz zur Gesundheitsfürsorge für Mütter und Kinder«¹⁶ internationale Kritik. Die Spannung zwischen der tendenziell euphemistischen Rollenbeschreibung Parsons und den differenzierten Möglichkeiten der soziologischen Kritik am Gesundheitswesen und dem medizinischen Markt macht eine zeitnahe Auflösung des komplexen Problemhorizontes durch einen allgemeinen Krankheitsbegriff unwahrscheinlich.

Georges Canguilhem stellte sich deshalb die Frage, ob Krankheit und Gesundheit ihrem Wesen nach überhaupt qualitativ verschiedene Zustände sind. Die Gegenthese versteht Krankheit und Gesundheit, wie Claude Bernard, Rudolf Virchow und die Hygieniker des 19. Jahrhunderts, als verschiedene Seinsweisen des Organismus, die nur graduell unterschieden werden können, da zwischen ihnen eine Kontinuität angenommen werden muss.¹⁷ Gemäß dieser Vorstellung ist es unmöglich, Krankheit und Gesundheit exakt zu definieren. Canguilhems Formulierungen bleiben deshalb bewusst metaphorisch und relational. Gesundheit wird als »Leben im Schweigen der Organe«¹⁸ und damit als Fähigkeit des Organismus verstanden, sich an Umweltveränderungen anzupassen, um neue Normen zu schaffen.

Einen praktikableren Ansatz für eine Definition liefert hingegen der systemtheoretische Krankheitsbegriff, der im Gegensatz zum funktionalistischen in der Tradition psychoanalytischer und psychosomatischer Krankheitsbegriffe steht und viele Aspekte von Canguilhems Reflexionen einholt. Dieser Begriff integriert psychische und soziale Aspekte des Menschseins in das Modell des bio-psycho-sozialen Regelkreises.¹⁹ Aber auch mit dieser Lösung sind die Diskussionen nicht beendet. Dirk Lanzerath kriti-

12 Vgl. Talcott Parsons: »Health and disease. A sociological and action perspective«, in: ders. (Hg.): *Action theory and the human condition*, New York/London 1978, S. 66–88, hier S. 69; ders.: »Health and Disease«, in: Warren Reich (Hg.): *Encyclopedia of Bioethics*, 4Bde., New York/London 1978, hier Bd. 2, S. 578–591, hier S. 593 ff.

13 Vgl. z.B. Michael Dellwing: »Das Label und die Macht. Der Labeling Approach von Pragmatismus zur Gesellschaftskritik und zurück«, in: *Kriminologisches Journal* 41 (2010), S. 162–178; Howard S. Becker: *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens* (1973), Frankfurt a.M. 1981; Erving Goffman: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität* (1963), Frankfurt a.M. 2003.

14 Der Begriff wird als Variante der Teleologie durch den Naturforscher Francis Galton als Bezeichnung für die »Wissenschaft von der Verbesserung des Erbguts« geprägt. Vgl. Francis Galton: *Inquiries into human faculty and its development*, London 1883.

15 Chee Khoon Chan: »Eugenics on the rise – a report from Singapur«, in: *International Journal of Health* 15 (1985) 4, S. 707–712.

16 Vgl. hierzu Ole Döring: *Technischer Fortschritt und kulturelle Werte in China*, Hamburg 1997.

17 Diese Vorstellung hat besonders Nietzsches Sprachphilosophie geprägt.

18 Canguilhem zitiert mit dieser Definition den Chirurgen René Leriche. Vgl. Georges Canguilhem: »Gesundheit. Gemeinbegriff und philosophische Frage«, in: ders.: *Gesundheit – eine Frage der Philosophie*, Berlin 2004, S. 51–70, hier S. 51.

19 Vgl. Thure von Uexküll/Wolfgang Wesiack: *Theorie der Humanmedizin*, 2., durchges. Aufl., München/Wien/Baltimore 1991.

siert z.B. den Verlust des Subjekts im Krankheitsbegriff der Systemtheorie und fordert einen praktischen *Krankheitsbegriff*, dessen normative Dimension nur über das Patientenurteil zu Geltung gebracht wird.²⁰

Diese stark verkürzte Darstellung der Debatte um den Krankheitsbegriff soll zeigen, dass die Komplexität der gesund/krank-Differenz sich hartnäckig den Kriterien allgemeiner und restloser Definierbarkeit entzieht. Demnach muss der Krankheitsbegriff, wenn nicht als ›absolute Metapher‹, so zumindest doch als ›Unbegrifflichkeit‹ bezeichnet werden.

1.2 *Philosophische Metapherngeschichten und Metapherntheorien*

Neben den politischen Diskursen wird die gesund/krank-Differenz vor allem in der Philosophie metaphorisch verwendet, um abstrakte Gegenstandsbereiche zu perspektivieren. Im Folgenden möchte ich zeigen, dass sogar die *Erkenntnistheorien* der Moderne nicht ohne Krankheitsmetaphern auskommen und ihre Rationalitätskonzepte erst vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Medizindiskurse verständlich werden. Betrachtet man die Geschichte der medizinischen Denkfiguren von den antiken *Therapien der Seele*, über die christliche *Chirurgie des Textkörpers*, bis zu den Diskussionen um die Unterscheidung von *Vernunft und Wahnsinn* wird deutlich, dass sich die philosophischen Vernunftkonzepte stets in einer stillschweigend vorausgesetzten Teilhabe an der Gesundheit artikulieren. Die Vernunft wird von Platon, vor allem aber von den Epikureern und Stoikern metaphorisch als *Heilmittel* perspektiviert, mit deren Hilfe die *Krankheiten der Seele* kuriert werden sollen. Die chirurgischen Bildspender der Stoiker werden bei Clemens und Origenes für die Allegorese fruchtbar gemacht, um die *Abszesse der Leidenschaften* aus der Seele und die *krankhaften Häresien* aus den Textkörpern zu schneiden. Für Descartes hingegen dient der vernünftige Zweifel an der eigenen geistigen Gesundheit bereits als ausreichender Beweis derselben. Diese Assoziationen von Vernunft und Gesundheit werden erstmals erschüttert, als das Phänomen des Wahnsinns im 18. Jahrhundert zu einem zentralen Problem der Vernunftkonstruktion avanciert und der Gedanke einer *kranken Vernunft* aufkommt.

Dieser historische Bruch innerhalb der Geschichte medizinischer Denkfiguren in der Philosophie, der sich bei Kant noch implizit, spätestens bei Kierkegaard und Nietzsche explizit artikuliert, entspricht im Wesentlichen dem Zeitraum des Wechsels vom analogisch organisierten, substanzontologischen Weltmodell zu sprachskeptischen Ontologien, der nach Strub die Entscheidung für eine moderne Theorie der paradoxen Metapher erst rechtfertigt. Er vollzieht sich als sprachphilosophische Konsequenz einer grundlegenden Kritik am Analogiedenken, die bei Nikolaus von Cues (1449) vorbereitet und von Immanuel Kant (1781) verallgemeinert wird. Die transzendente Ordnung, mit der Kant die Einheit menschlicher Welterfahrung zu garantieren versucht, muss allein aus den Anschauungsformen Raum und Zeit und den Kategorien abgeleitet werden, die für alle Erkenntnissubjekte gleich sein sollen.²¹ Die Kategorien, die als notwendige und hinreichende Bedingungen der Erfahrung fungieren, hatte Kant allerdings aus der *sprachlichen Form* der Urteile abgeleitet »und die Urteilstafel als ›Leitfaden‹ des Kategoriensystems vorausgesetzt.²² Damit sind die Kategorien als Konstruktionsprinzip einheitlicher Welterfahrung dem Zweifel sprachphilosophischer Skepsis ausgesetzt.

Neben der Skepsis an der Einzigkeit und Eindeutigkeit unserer Weltordnung ging es den ersten Sprachphilosophen vor allem darum, »die genealogische Priorität der Sprache vor den sieben heiligen

20 Dirk Lanzerath: *Krankheit und ärztliches Handeln* (Anm. 10).

21 Christian Strub: *Kalkulierte Absurditäten. Versuch einer historisch reflektierten sprachanalytischen Metaphorologie*, Freiburg i. WBr. 1991, S. 489.

22 Ebd.

Functionen logischer Sätze und Schlüsse und ihre Heraldik zu beweisen«²³. Hamanns Einsicht in das Selbstmissverständnis der transzendentalen Vernunft, eine vorsprachliche und allgemein verbindliche Weltordnung entfalten zu können, wird in der Moderne zu einer schwachen und einer starken Version des Sprachskeptizismus ausgearbeitet. In seiner schwachen Version, wird die Analogie als rein innerweltliche Ordnungsstruktur kontingenten Ursprungs wieder eingeführt und die paradoxe Metapher zum prominenten Medium der Reflexion auf die Kontingenz dieses Ursprungs.²⁴ Diese moderate skeptische Position akzeptiert also eine prinzipielle Kontingenz und Vielfalt von Weltmodellen, die historisch gewachsen sind und sich nur in empirisch und historisch kontingenten Sprachformen denken und ausdrücken lassen.

Deshalb können ›absolute‹, d.h. unersetzbare Metaphern nicht mehr restlos qua Analogie und tertium comperationis *ausgedeutet* werden, sondern verweisen auf eine grundlegende Paradoxie des modernen Weltmodells, die nur noch interpretativ *kommentiert* werden kann. Unsere alltägliche Weltsicht ist immer noch als substanzontologische zu bestimmen, obwohl wir die prinzipielle Unmöglichkeit einer solchen Ontologie bereits eingesehen haben. »Die [paradoxe] Metapher ersetzt im Bereich der Weltmodelle die Analogie insofern, als sie darauf reflektiert, daß es ein einheitliches Weltmodell nicht mehr geben kann.«²⁵

Eine diachrone Metaphorologie kann demnach den Mythos nicht-kontingenter Weltmodelle aufdecken, indem sie zeigt, dass emphatische Metaphern zwar nicht restlos durch Begriffe ersetzt werden können, aber die konstitutiven Metaphern eines jeden Weltmodells prinzipiell frei wählbar sind. Für eine Metaphorologie der *gesunden*, bzw. *kranken Vernunft* gilt es also zunächst zu zeigen, dass die Assoziation von Gesundheit und Vernunft eine zentrale Rolle in der Konstruktion des modernen Weltmodells eingenommen hat. Sie sollte nachzeichnen, wie die Gewissheit der inneren Verbindung von Vernunft und Gesundheit in sprachskeptischen Philosophien destruiert und in die Figur der *kranken Vernunft* umgedeutet wird und aufzeigen, welche Reflexionsmodelle sich aus dieser Destruktion ergeben.

2. Das medizinische Weltbild der Neuzeit

Der Alchemist Paracelsus entwirft zu Beginn der Neuzeit ein *medizinisches Weltbild*²⁶, in dem die ganze Natur als eine von Gott eingerichtete Apotheke konstruiert ist. Der paracelsische *Arzt* hat darin die Aufgabe, die von Gott gestifteten Signaturen²⁷ zu erkennen, die vom Symptom einer Krankheit zu deren Medizin führen. Hier wird das scholastische Weltbild, das Strub als letzte Version eines analogischen Weltmodells und der damit verbundenen traditionellen Metapherntheorie heranzieht, in medizinischen Metaphern ausformuliert und gleichzeitig zur Destruktion freigegeben. Trotz seines magischen Systems heilender Kräfte geht Paracelsus als maßgebliche Inspiration der wissenschaftlichen Chemie und Medizin in die Geschichte ein. Sein organistisches Modell der *Lebenskraft* bleibt bis in die romantische Naturphilosophie

23 Zit. nach ebd., S. 490; vgl. Johann Georg Hamann: »Metakritik über den Purismus der Vernunft« (1874), in: ders.: *Schriften zur Sprache*, Einl. u. Anm. von J. Simon, Frankfurt a.M. 1967, S. 219–227, hier S. 224.

24 Diese These über den Zusammenhang von Analogie und Weltmodell hat zuerst Hans Vaihinger formuliert und wird später von Ludwig Wittgenstein und schließlich in Batesons und v. Försters Kybernetik weiterentwickelt. Vgl. Hans Vaihinger: *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus* (1911), Berlin 1913, S. 42. Die Metapher bringt in diesem Zusammenhang zuerst José Ortega y Gasset ins Spiel: »Die universelle Tatsache der Subjekt-Objekt-Beziehung kann nicht anders begriffen werden, als indem man sie mit irgendeiner Beziehung von Objekten vergleicht. Das Ergebnis wird eine Metapher sein [...]. Denn von der Idee, die wir uns von unserem Bewusstsein machen, hängt unsere ganze Weltauffassung ab, und von dieser wiederum unsere Moral, unsere Politik, unsere Kunst. So ruht das ganze Gebäude der Welt und des Lebens auf dem winzigen, luftigen Grund der Metapher.« Zit. nach Strub: *Kalkulierte Absurditäten* (Anm. 21), S. 492; vgl. José Ortega y Gasset: »Die beiden großen Metaphern« (1925), in: ders.: *Gesammelte Werke*, übers. von Helene Weyl/Ulrich Weber, Stuttgart 1954, Bd. 1, S. 249–265, hier S. 260f.

25 Christian Strub: *Kalkulierte Absurditäten* (Anm. 21), S. 496.

26 Walter Pagel: *Das medizinische Weltbild des Paracelsus*, Wiesbaden 1962.

27 Zur Signaturenlehre vgl. Maximilian Bergengruen: *Nachfolge Christi – Nachahmung der Natur*, Hamburg 2007.

und die medizinischen Theorien von Hahnemanns Homöopathie und Hufelands Makrobiotik wirksam. Damit wird die Humoralpathologie als Paradigma der Medizin abgelöst und Homöopathie, Hygienik und Kontagienlehre können produktiv um die Nachfolge medizinischer Deutungsmacht konkurrieren.

Mit der sukzessiven Säkularisierung der Weltbilder fällt der Gottesbegriff bereits in Descartes' methodischem Zweifel immer mehr aus der theologischen Gleichung von Gott/Vernunft und Gesundheit heraus. Die vermehrte Verwendung von Körper- und Krankheitsmetaphern auf Texte wirft erneut die Frage nach dem Verhältnis von Vernunft und Gesundheit auf, die in den nun quasi-chirurgisch getrennten Bereichen Psychologie und Physiologie verhandelt wird. Die erkenntnistheoretische Relevanz des Wahnsinns, die er als Negativfolie für den modernen Vernunftbegriff bei Kant und Hegel endgültig erhalten wird, beginnt sich hier bereits abzuzeichnen.

2.1 *A priori: Die immunisierte Vernunft*

Die Genese von Kants Erkenntnistheorie ist für die Geschichte der medizinischen Denkfiguren von doppelter Bedeutung. Einerseits bindet Kant die losen Fäden der antiken Verknüpfungen von Vernunft und Gesundheit zum zentralen Problemknoten der Erkenntnistheorie zusammen (2.1.1), an dem sich Hegel, Schelling, Nietzsche und Wittgenstein abarbeiten. Andererseits verbirgt er dieses Problem – im Zeitalter der hygienischen Medizin²⁸ – in der begrifflichen, von medizinischen Metaphern befreiten Sprache der reinen Vernunft (2.1.2). Mit der Kritik der reinen Vernunft, die Kant 20 Jahre zuvor als »Kritik und Vorschrift des gesunden Verstandes«²⁹ angekündigt hatte, begründet und legitimiert er die moderne Wissenschaft im Allgemeinen sowie die Psychopathologie im Speziellen, die sich noch heute auf die hier ausgearbeiteten Projektionstypen bezieht.

2.1.1

Kants Unzufriedenheit mit dem Rationalismus und Empirismus besteht in den 1750er Jahren darin, dass die Bereiche des logisch Rationalen und des empirisch Kausalen nicht miteinander verbunden sind. Dieses Problem wird vor allem in der Ethik offenbar, weil sich keine verbindlichen moralischen Wirkungen aus dem Rationalen in das Handeln übertragen lassen. Somit wird die Möglichkeit einer therapeutisch wirksamen Vernunft in Frage gestellt, weil die Form der Unterscheidung und des Zusammenwirkens von Vernunft und Körper/Seele problematisch wird.

In seiner vorkritischen Phase setzt Kant seine Hoffnung, eine verbindliche Ethik begründen zu können, auf die in Deutschland noch wenig bekannten Gefühlsmoralen von Shaftesbury und Rousseau. Das Grundproblem dieser sensualistischen Ethiken ist für Kant, dass es kein objektives Kriterium gibt, die sittlichen Gefühle dieser moralischen »Enthusiasten« von den pathologisch verrückten Gefühlen der »Phantasten« zu unterscheiden. Dieses moralisch-psychologische Problem verhandelt Kant zunächst in seinem *Versuch über die Krankheiten des Kopfes* (1764) und in dem Essay über *Die Träume eines Geistersehers, erläutert durch die Träume der Metaphysik* (1766).

Im ersten Text scheitert Kant bei dem Versuch, den moralischen Enthusiasmus mit den Begriffen der rationalen Psychologie vom pathologischen Wahn zu unterscheiden. Mit der rein analytischen Einteilung der Geisteskrankheiten in Begriffe ist dem »zweideutigen Anschein von Phantasterei« nicht bei-

28 Kant steht in engem Austausch mit dem Hygieniker Hufeland, der die Ansicht vertritt, Krankheiten ließen sich hauptsächlich durch eine hygienisch vernünftige Lebensführung verhindern. Vgl. Christoph W. Hufeland: *Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern*, Bd. 1, Wien 1798.

29 Immanuel Kant: »Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in den Winterhalbjahren von 1765–66«, in: ders.: *Werkausgabe in 12 Bänden*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 2, Teil 2, Frankfurt a.M. 1977, S. 905–917, hier S. 914.

zukommen. Ihrer Einteilung zufolge müsste sich einerseits selbst der moralische Enthusiast »Rousseau« von den »Doktoren der Sorbonne« behandeln lassen,³⁰ andererseits können abstruse geistige Visionen den Anspruch von Wissenschaftlichkeit beanspruchen. Im zweiten Text, den *Träumen*, analysiert Kant deshalb das Werk des offenbar an Schizophrenie leidenden Gelehrten Swedenborg³¹ mit einer empirisch psychologischen Wahntheorie. Dabei gelingt es ihm, die Halluzinationen Swedenborgs als Projektionen³² zu erläutern und sie in drei verschiedene Modelle einzuteilen. Kant spricht in der Terminologie seiner Zeit von den »Blendwerken« der Vernunft als »Verrückung«, »Wahnwitz« und »Wahnsinn«.³³ Die Projektion vom Subjekt auf das Objekt entspricht der *Halluzination*, die Projektion vom Subjekt auf das Subjekt der *Bewusstseinspaltung* und die Projektion vom Subjekt auf Subjekt und Objekt einer *paranoiden* Ausschmückung der intelligiblen Welt.

Kant ist vor allem von der »wundersame Übereinkunft« dieser Projektionstypen »mit demjenigen, was die feinste Ergrübelung der Vernunft über den ähnlichen Gegenstand herausbringen kann [...]« schockiert.³⁴ So entspricht dem Erkenntnismodell des Empirismus der Projektionstyp der Halluzination, dem Rationalismus derjenige der Paranoia und dem Idealismus der einer Bewusstseinspaltung. Mit der Analogiebildung dieser »wundersamen Übereinkunft« beginnt der metaphorische Prozess in Kants Denken, die an Swedenborg gewonnenen Projektionstypen auf die gängigen Erkenntnistheorien anzuwenden. Erst diese Übertragung liefert ihm die Heuristik zu seiner »kritischen Wende«, deren Notwendigkeit sich aus der Ähnlichkeit der Projektionstypen mit den verschiedenen Erkenntnistheorien ergibt. Weil aber die empirischen Erkenntnisse nur als Porbierstein der Vernunfturteile, nicht aber als objektives Kriterium derselben in Anschlag gebracht werden können, muss Kant sich am Ende seiner Suche nach einem objektiven Kriterium zur Unterscheidung von Wahn und Wahrheit entscheiden, die psychologischen Methoden insgesamt zu verwerfen, um sich das Problem des Wahns auf der Ebene der Erkenntnistheorie erneut zu stellen. Diese Fragestellung wäre ohne die medizinische Perspektivierung der empiristischen, rationalistischen und idealistischen Erkenntnismodelle nicht denkbar gewesen.

Mit der Abkehr von der Psychologie verwirft Kant zwar deren empirische und rationalistische Methodik, aber nicht die Ergebnisse, die er in ihrer Reflexion erzielt hat. Ganz im Gegenteil lässt sich zeigen, dass Kant die drei Grundbegriffe der Transzendentalphilosophie aus den Negationen exakt derselben drei Projektionstypen gewinnt, mit denen er die swedenborgschen Wahnvorstellungen analysiert hatte. Demnach liefert Kants Projektionstheorie, als Ergebnis seiner vorkritischen Psychologie, die Problemstellung und Lösungsstrategie der *Kritik der reinen Vernunft*, deren Ziel damit nicht nur als philosophisches, sondern vor allem als therapeutisches zu bestimmen ist.

In dieser *ersten Kritik* fungiert der logische Begriff der *Amphibolie* als zentrales Denkinstrument. Diesen Begriff leitet Kant direkt aus dem psychologischen Projektionsbegriff seiner Halluzinationstheorie ab, indem er das psychologische Modell einer Projektion vom Subjekt (Ich) auf das Objekt (Welt) auf die grammatisch logischen Subjekt-Objekt-Relationen anwendet. Derselbe Projektionsgedanke liegt auch dem Paralogismus- und dem Antinomiebegriff zugrunde, die jeweils unterschiedlich spezifizierte Formen der Amphibolie darstellen. Der *Paralogismusbegriff* geht aus der Theorie der Bewusstseinspaltung (Schizophrenie) hervor, der Begriff der Antinomie aus der Paranoiatheorie. Alle drei logischen Begriffe werden also von Kant aus den Projektionsmechanismen der am Geisterseher Swedenborg studierten Spaltung des Bewusstseins gewonnen, mit der die Welt in eine für alle sichtbare und in eine für alle *anderen* unsichtbare

30 Immanuel Kant: »Versuch über die Krankheiten des Kopfes«, in: ders.: *Werkausgabe* (Anm. 29), Bd. 2, Teil 2, S. 896, A26.

31 Christoph Rauer: *Wahn und Wahrheit*, Berlin 2007, S. 164–171.

32 Kant benutzt den Begriff »Blendwerk«.

33 Immanuel Kant: »Versuch über die Krankheiten des Kopfes« (Anm. 30), hier S. 892 f. A 22.

34 Immanuel Kant: »Die Träume eines Geistersehers, erläutert durch die Träume der Metaphysik«, in: ders.: *Werkausgabe* (Anm. 29), S. 921–989, hier S. 973, A 97f.

Geisterwelt aufgespaltet wird. Der Projektionsgedanke liefert Kant ein mathematisches Modell unserer Erkenntnis, anhand dessen die medizinischen Diagnosen umgekehrt und in logische Begriffe übersetzt werden können. Diese Grundbegriffe der ersten Kritik sind demnach als direkte Gegenmechanismen der psychologischen Diagnosen konzipiert und kulminieren in der kritischen Unterscheidung einer *für uns* erkennbaren Welt des Phänomenalen und dem Noumenon einer an sich nicht erkennbaren intelligiblen Welt. Damit ist die Erkenntnis zwar begrenzt, soll aber innerhalb dieser Grenzen a priori sowohl gegen unterlaufende als auch kalkulierte Kategorienfehler immunisiert sein, solange die Reflexion in ihren Grundbegriffen metaphernfrei, d.h. formal schematisch erfolgt.

2.1.2

Ein sachlicher Grund für Kants intradisziplinäre Verschiebung des Problems eines *gesunden Realitätsverständnisses* von der Ethik zur Erkenntnistheorie kann in seiner Sprach- und Zeichentheorie entdeckt werden, obwohl er seine Philosophie noch im Paradigma der Bewusstseinsphilosophie artikuliert. Kant wendet sich von der psychologischen Beschäftigung mit den Geisteskrankheiten ab, weil eine Erkenntnis des pathologischen Unbewussten, wenn überhaupt, nur über Symbole vermittelt möglich ist. Es sind aber gerade die pathologischen »Symbole« und »vergesellschafteten Begriffe«, die den gesunden Verstand affizieren und psychische Krankheiten im buchstäblichen Sinn *metaphorisch übertragen*. Die Einflüsse des Unbewussten können »in das persönliche Bewußtsein des Menschen zwar nicht unmittelbar, aber doch so übergehen, dass sie nach dem Gesetz der vergesellschafteten Begriffe diejenigen Bilder rege machen, die mit ihnen verwandt sind und analogische Vorstellungen unserer Sinne erwecken, die wohl nicht der geistige Begriff selber, aber doch deren Symbole sind.«³⁵ So kommt Kant zu dem abschließenden Urteil, dass »die anschauende Kenntnis der anderen Welt [des Unbewussten] nur erlangt werden [könne], indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, den man für die gegenwärtige nötig hat.«³⁶

Weil Kant glaubt, die Ansteckungsgefahr des Wahnsinns in den symbolischen Repräsentationen des pathologisch organisierten Unbewussten erkannt zu haben, muss eine die Vernunft *immunisierende* Therapie als *quasi-hygienische Reinigung* der philosophischen Begriffs- bzw. logischen Metasprache erfolgen. Erst aus dieser Sprachkritik wird verständlich, warum Kant seine psychologischen Projektionstypen in logische Begriffe übersetzen und die Sprache der *Kritik der reinen Vernunft* vollständig von ihrer psychologischen Genese reinigen musste. In der Sprache einer ›Kritik und Vorschrift des *gesunden* Verstandes‹ dürfen nicht die geringsten Spuren ihrer metaphorisch-symbolischen Heuristik aufzufinden sein, die den *pathogenen Keim* einer kategorialen Verrückung und Verwirrung in sich tragen. Deshalb darf die Beziehung der *reinen Sprache* zu den metaphorischen Quelldaten, die aus der empirischen Psychologie stammen, nicht die der Übertragung, sondern die der Übersetzung sein.

Aus der metaphorologischen Perspektive einer schwachen Form von Sprachskeptizismus muss die Unterscheidung von Übersetzung und Übertragung zunächst anerkannt werden. Die Frage danach, ob Kant die analogische Einheit von Vernunft/Unvernunft und Gesundheit/Krankheit restlos in Begriffe auflösen und die Denkfigur der gesunden Vernunft damit den metaphorischen Restbeständen zuordnen konnte, muss allerdings verneint werden. Gerade in der negativen Revitalisierung der nach Kant schon totgeglaubten Metapher der ›gesunden Vernunft‹ als ›kranke Vernunft‹ erhält die absolute Metapher auf der anderen Seite ihrer vorgängigen Unterscheidung eine sprachskeptische Pointe.

Kants doppelte Figur der *metaphorischen Übertragung* von psychischen Krankheiten und der mathematisch modellhaften Übersetzung dieser Diagnose in eine Sprache der reinen Vernunft hat also eine doppelte Konsequenz für die moderne Philosophie. Neben dem Begriff der pathologischen Projektionen wird auch

³⁵ Ebd., S. 948, A 50f.

³⁶ Ebd.

die *Metapher als Medium der Übertragung* zu einem erkenntnistheoretischen – sogar ontologischen – Problem.³⁷ Kant liefert mit seiner apriorischen Ableitung der Kategorien Raum und Zeit, als Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung, nicht nur die Grundlegung eines ›gesunden Realitätsverständnisses‹, dass bis in die aktuellen Begründungen und Rechtfertigungen der allgemeinen Psychopathologie von Karl Jaspers und Kurt Schneider die theoretische Grundlage der Psychiatrie bildet,³⁸ sondern er skizziert auch den Problemhorizont, in dem sich erste Ansätze zur Herausbildung einer sprachskeptischen Ontologie und dem modernen Begriff der Metapher als ›kalkuliertem Kategorienfehler‹³⁹ entwickeln.

2.2 Die Ökonomie von Vernunft und Wahnsinn. Eine Reizung der Vernunft in therapeutischer Absicht

Mit der dialektischen Historisierung der Vernunft führt Hegel den Wahnsinn, als notwendiges und konstitutives Moment, wieder in die Genese der Vernunft ein. Während die Identität und Entzweiung von Subjekt und Objekt bei Hegel noch im ›Geist‹ und im ›reinen Begriff‹ zur Einheit der Vernunft vermittelt werden, bleibt der Mensch für Schelling in einem unversöhnten Verhältnis zu Gott und der Natur stehen. Für ihn ist der Wahnsinn nicht nur unaufhebbarer Grund der Vernunft, sondern eine Potenz, die bei entsprechender Stimulation prinzipiell immer wieder aufbrechen kann. Es gibt keine apriorische Immunisierung der Vernunft gegen den Wahnsinn mehr, im Gegenteil ist die ›Ekstasis‹ als Selbstaufgabe der Vernunft der Moment, in dem das schellingsche Subjekt zu Gott und seiner Natur findet.⁴⁰ Nietzsche reflektiert nicht nur Schellings romantische Konzeption von Vernunft und Wahnsinn vor dem Hintergrund des sich mit ›Gottes Tod‹ ereignenden Ursprungsverlustes des scholastischen Weltmodells und richtet seine ganze Philosophie gegen die mathematisch-mechanistische Vernunft und auf die Gesundheit der »großen Vernunft des Leibes« aus, sondern er vertieft vor allem das philosophische Nachdenken über das Verhältnis von Sprache/Metapher und Leib/Neurophysiologie.

Die Schule der kritischen Philologie, in der Nietzsche ausgebildet wurde, verstand sich selbst in der Tradition alexandrinischer »Philologen und Ärzte«, deren Aufgabe es war den »somatischen Sinn« eines Textes in der *Emendatio* zu »heilen«⁴¹ und vor seiner moralisierenden Ausdeutung zu retten. Im Gegensatz zu Kant, der noch versuchte jeden Anthropomorphismus zu vermeiden, scheint Nietzsche seine philosophische Methode darin zu sehen, »sich der Analogie des Menschen zu Ende bedienen«⁴². Er beginnt damit, indem er seine Sprachtheorie leibphilosophisch und seine Theorie des Leibes sprachphilosophisch formuliert. Im »Zeitalter der Nervosität«⁴³ entwickelt er die Sprache als metaphorische Übertragung eines »Nervenreiz[es]« in »Bild« und »Laut« und erklärt damit das Überspringen von Kategorien vom Leib zum Text bzw. vom Subjekt zum Objekt, das Kant als Kontagium der Sprache in Betracht gezogen hatte, zu ihrem genetischen Grundprinzip.⁴⁴ Die Sprache verdankt sich demnach einer unbewussten, metaphori-

37 Vgl. Christian Strub: *Kalkulierte Absurditäten* (Anm. 21), S. 471–505.

38 Vgl. Axenia Schäfer: *Das Kantische Subjekt in der Psychopathologie*, Marburg 2006.

39 Diese Definition der Metapher geht zurück auf Nelson Goodman: *Languages of Art*, Indianapolis 1968, S. 82. Zur historischen Argumentation, dass diese Definition seit Kant zutreffend ist, vgl. Christian Strub: *Kalkulierte Absurditäten* (Anm. 21), S. 488 ff.

40 Gerhard Gamm: *Der Wahnsinn in der Vernunft*, Bonn 1981, bes. S. 176–198.

41 Christian Benne: *Nietzsche und die historisch-kritische Philologie*, Berlin/New York 2005, bes. S. 97–110.

42 Friedrich Nietzsche: »Nachgelassene Fragmente«, in: ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden* (KSA), hg. v. Giorgio Colli/Mazzino Montinari, München/Berlin/New York 1980, Bd. 11, S. 563.

43 Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München/Wien 1998.

44 Friedrich Nietzsche: »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne«, in: ders.: *Sämtliche Werke* (Anm. 42), Teil 1, Bd. 1, S. 873–890, hier S. 879. Hier zeigt sich der neurophysiologische Einfluss Hermann v. Helmholtz, der über Gustav Gerbers naturalistische Sprachtheorie vermittelt ist. Hervorragend hierzu: Christian J. Emden: »Nietzsche on Rhetorics and Neurophysiology«, in: Gregory Moore/Thomas H. Brobjer (Hg.): *Nietzsche and Science*, Aldershot/Burlington 2004, S. 91–110.

schen Übertragung, deren Subjekt der natürliche Leib ist. Das Konzept der Sprache verschmilzt so mit dem Konzept des Leibes bis zur Ununterscheidbarkeit; seine organischen Prozesse der Selbstregulierung müssen gleich wieder als »Interpretationen« sprachlich gefasst werden.⁴⁵ Jede Bewegung des Organischen, also auch das menschliche Verhalten und das Denken sind aus dieser Perspektive betrachtet »Symptome« und »Zeichen« eines psycho-physischen Geschehens.⁴⁶ Diese Symptome können nicht mehr kategorial unter gesund/krank-, wahr/falsch-, Begriff/Metapher-Unterscheidungen subsumiert werden, sondern müssen im Prozess zwischen den jeweiligen Kristallisationen gedacht werden. Erst das Erstarren der Metapher im konventionellen Begriff beendet den ›lebendigen‹ Akt des schöpferischen Sprachkörpers und seiner literalen Körpersprache. Die »ungeheuerliche Krankheit« der »Sprache« resultiert daraus, dass sie »fortwährend auf die letzten Sprossen des ihr Erreichbaren steigen musste, um, möglichst ferne von den starken Gefühlsregungen, der sie ursprünglich in aller Schlichtheit zu entsprechen vermochte, das Reich des Gedankens zu erfassen.«⁴⁷ Gerade hier breite sich »der Wahnsinn der allgemeinen Begriffe« und »toten Metaphern« aus, den Nietzsche in seinen frühen Schriften noch durch die Kunst der Musik zu heilen versucht.⁴⁸

Mit Nietzsches Abkehr von der Musik Wagners und seiner intensiven Beschäftigung mit der Rhetorik nimmt eine philosophische Sprache jenseits der allgemeinen Begriffe die therapeutische Kompetenz der Musik ein. Als er den Bruch mit den sprachlichen und wissenschaftlichen Konventionen konsequent vollzieht und seine Basler Philologieprofessur niederlegt, entwirft er ein schöpferisches Selbstverständnis des freien Philosophen als »Arzt der Kultur«.⁴⁹ Im Prozess von Wachstum und Niedergang der Sprache breitet der freie Philosoph das natürliche »Bedürfnis nach festen Wahrheitsconventionen auf neue Gebiete aus«.⁵⁰ Es besteht kein Zweifel daran, dass sich dieses Gebiet für Nietzsche zwischen der Philosophie und der Physiologie eröffnen muss. Entgegen seiner Selbstbeschreibung⁵¹ hat er die Medizin aber nie *naturwissenschaftlich* betrieben,⁵² vielmehr entwickelt er in seinen philosophischen Texten ein immer dichtereres Netz medizinischer Metaphern, das über einem spiralförmigen Konzept der ›großen Gesundheit‹ aufgespannt wird. In diesem Konzept figurieren Denken, Sprechen, Schreiben und Handeln als Symptome einer leiblichen Vernunft, deren ›große Gesundheit‹ nur durch die Überwindung und (Selbst-)heilung der ihr notwendigen Krankheiten erreicht werden kann. In seiner ersten philosophischen Diagnose, der »historischen Krankheit«, rechnet er mit der akademischen Philologie ab und verschreibt der vom Historismus dominierten Philosophie einen medizinischen *Perspektivwechsel*: eine »Gesundheitslehre des Lebens« soll »neben die Wissenschaften« gestellt werden.⁵³

Bevor sich solche Gesundheitslehren im 20. Jahrhundert auf zwei völlig unterschiedliche Weisen in der Psychoanalyse und der Rassenhygiene realisieren sollten, von denen sich in letzter Konsequenz weder die eine noch die andere sinnvoll auf Nietzsche berufen kann, bastelt Nietzsche am neuen Typus eines modern-antiken Philosophenarztes, der die ›Symptome‹ seiner jeweiligen Gegenwart ›diagnostiziert‹ und philosophische ›Therapien‹, ›Stimulanzen‹ und ›Reizmittel‹ an diese Diagnosen anpassen soll.⁵⁴ Dement-

45 Friedrich Nietzsche: »Nachgelassene Fragmente«, in: ders.: *Sämtliche Werke* (Anm. 42), Bd. 12, S. 139f.

46 Ebd., S. 16f.

47 Friedrich Nietzsche: »Unzeitgemäße Betrachtungen IV«, in: ders.: *Sämtliche Werke* (Anm. 42) Bd. 1, S. 455.

48 Ebd.

49 Vgl. Eric Blondel: *Nietzsche, the body and culture* (Paris 1986), London 1991.

50 Friedrich Nietzsche: »Nachgelassene Fragmente«, in: ders.: *Sämtliche Werke* (Anm. 42), Bd. 7, S. 492.

51 »[...] von da an habe ich in der That nichts mehr getrieben als Physiologie, Medizin und Naturwissenschaften.« Friedrich Nietzsche: »Ecce Homo«, in: ders.: *Sämtliche Werke* (Anm. 42), Bd. 6, S. 255–374, hier S. 323.

52 Vgl. Richard Brown: »Nietzsche: ›That Profound Physiologist‹«, in: Gregory Moore/Thomas H. Brobjer (Hg.): *Nietzsche and Science* (Anm. 44), S. 51–70.

53 Friedrich Nietzsche: »Unzeitgemäße Betrachtungen«, in: ders.: *Sämtliche Werke* (Anm. 42), Bd. 1, S. 329.

54 Malcom Pasely: »Nietzsches use of medical Terms«, in: ders. (Hg.): *Nietzsche. Imagery and Thought. A collection of essays*, London 1978, S. 123–158; auch: Gregory Moore: *Nietzsche, Biology and Metaphor*, Cambridge 2002.

sprechend betrachtet er das Bewusstsein als ›Organ‹ und ›Werkzeug‹ der großen Vernunft des Leibes, das sich die therapeutische ›Geistesnahrung‹ wie ein Magen ›einverleibt‹ und giftige Elemente ›ausscheidet‹.

Bis in seine späten Schriften ist der Versuch erkennbar, die feststellenden Begriffsgebäude der Philosophie einerseits metaphorisch zu verflüssigen und die medizinischen Metaphern andererseits zu immer detaillierteren Denkfiguren zu präzisieren, die sich als ›Chirurgie des Textkörpers‹, als ›homöopathische Reizung der Vernunft durch Metaphern‹ oder als Therapien der ›historischen-‹ und ›moralischen Krankheit‹ zusammenfassen lassen. Für Nietzsche erfüllen alle »morbidem Zustände« die Funktion eines »Vergrößerungsglas[es]« für Phänomene, »die normal aber als normal schlecht sichtbar sind«. ⁵⁵ Dieselbe Funktion kann der Metapher auf sprachlicher Ebene zugesprochen werden, weil sie mit dem innovativen Effekt des Perspektivwechsels kategorienübergreifende Einsichten unterstützt und auf die Kontingenz der Kategorien insgesamt reflektiert. Damit wird Kants Einschätzung der Metapher als Medium der Übertragung psychischer Verrückung und Verwirrung unter umgekehrten Vorzeichen wiederholt. Während Kant die Sprache im Paradigma der Hygiene von ihren potentiell kontagiösen Elementen kategorialer Verrückung zu reinigen versucht, setzt Nietzsche kalkuliert dieselben Elemente als homöopathische Stimulanzien gegen eine Vernunftkonzeption ein, deren mathematischer Präzisionswille und Anspruch auf Allgemeingültigkeit das Leben zu beschneiden droht.

2.3 Die Selbstheilung philosophischer Denkkrankheiten

Freud macht in seiner Theorie des Unbewussten nicht nur Kants Intuition von einem symbolisch vermittelten Unbewussten einer psychologischen Deutung zugänglich, sondern er begründet damit auch Nietzsches Einsicht in die prozessuale Kontinuität jeder Form einer ›gesunden Vernunft‹ mit dem Wahnsinn. Andererseits erweist sich Freud zumindest soweit als Kantianer, als er die Rhetorik als ›Sprache des Unbewussten‹ konzipiert, die in die wissenschaftlich reflektierte Begriffssprache des Therapeuten *übersetzt* werden soll. Damit setzt er allerdings auch die Traditionslinie einer Philosophie mit therapeutischem Anspruch fort, deren eigener Metapherngebrauch im blinden Fleck der eigenen theoretischen Perspektive zu liegen scheint. Freuds Psychoanalyse muss demnach als Prototyp einer unfreiwillig *metaphorischen Theorie* gelten, weil sie sich in der Rechtfertigung des eigenen Ansatzes nicht mehr – wie noch Kant – auf einen mathematischen Schematismus beziehen kann, um die ›pathologischen Symbolisierungen‹ in ›therapeutische Narrative‹ zu übersetzen.

Diese therapeutische Übersetzungsaufgabe soll aber nach Freud auf der Basis einer traditionell analogisch operierenden Symboltheorie erfolgen, deren Grenzen und Paradoxien erst in der Anwendung auf das *Unbehagen in der Kultur* reflektiert werden. Diese Grenzen der Übersetzung gehen mit der Einsicht einher, dass die hermeneutische Analyse des ›psychischen Apparats‹ niemals restlos an der ›physiologischen Haltestelle‹ abgeholt werden kann, an der die Traumdeutung ihren Weg als Wissenschaft begonnen hatte. ⁵⁶

Diese Einsicht wird von Wittgenstein in der Differenz von Erklären und Verstehen sprachphilosophisch formuliert und die Grenzen einer Erkenntnis des Fremdpsychischen werden in der Umdeutung seiner Abbildtheorie der Sprache zu ihrer Gebrauchstheorie neu gezogen. Wittgenstein und später Bateson versuchen in unterschiedlicher Weise die sprachskeptischen Aporien von Wahn und Wahrheit in der heterarchischen Sozialität der Kommunikation aufzulösen. Wie Nietzsche nähert Wittgenstein sich dem Phänomen der Geisteskrankheit nicht nur sprachphilosophisch, sondern er entwickelt die Sprachphiloso-

⁵⁵ Friedrich Nietzsche: »Nachgelassene Fragmente« (Anm. 42), S. 42.

⁵⁶ Sigmund Freud: »Die Traumdeutung«, in: ders.: *Gesammelte Werke*, hg. v. Anna Freud u. a., Bd. 2/3, Frankfurt a. M. 1968, S. 515.

phie seiner späten Schriften auch in einem therapeutischen Selbstverständnis.⁵⁷ Philosophische Fragen und Paradoxien müssen demnach »wie eine Krankheit« behandelt werden. Die Behandlung besteht in der Auflösung dieser philosophischen Denkkrankheiten, indem sie an pragmatische Kontexte und konkrete Beispiele zurückgebunden werden.⁵⁸ Damit wird nicht wie bei Kant versucht, die ›Vernunft‹ insgesamt zu immunisieren, sondern die philosophische Therapie beschränkt sich zunächst explizit auf den philosophisch Fragenden selbst. Bei Wittgenstein wird also die Paradoxie der Metapher einer ›gesunden/kranken Vernunft‹ konsequent entfaltet, indem nicht nur die *philosophische Therapie* sondern auch die *philosophische Genese* der zu therapierenden ›Krankheiten‹ thematisiert wird. Ging es Kant noch darum, eine vom Wahnsinn nicht-affizierbare Wahrheit freizulegen, sucht Wittgensteins Spätwerk eher die Nähe zu Nietzsche, indem es festgefahrene und mit reiner Vernunft unlösbar erscheinende Probleme durch die Variation von Beispielen, Kontexten und theoriekonstitutiven Metaphern aufzulösen versucht. Wittgenstein sieht die »Hauptursache philosophischer Krankheiten« darin, dass man »sein Denken mit nur einer Art von Beispielen« – man möchte erweiternd hinzufügen: Metaphern – erläutert.⁵⁹

Wittgensteins Spätphilosophie kann als experimentelle Methode verstanden werden, die in der reflektierten ›Bevorzugung gewisser Gleichnisse‹ einen philosophischen Pluralismus von Weltbildern mit therapeutischem Anspruch praktiziert, der nicht *blind* einem mathematischen Formalismus oder einer Theorie folgt, sondern die Grenzen der Vernunft verstehen hilft. Seine Sprachspielphilosophie operiert deshalb mit einem heterarchischen, nichtidentischen Analogiebegriff der *Familienähnlichkeit*. In ihr wird die Praxis des ›Aspektsehens‹ als Fähigkeit zum Perspektivwechsel aus der Gestalttheorie aufgegriffen und als anthropologisches Prinzip ausgezeichnet. Da der Aspektwechsel immer nur sprachlich angezeigt werden kann, impliziert Wittgensteins Methode die Forderung moderner Metaphertheorien, Perspektivwechsel anzuleiten und auf die prinzipielle Pluralität von Weltmodellen zu reflektieren. Gleichsam bietet er sprachliche Bilder für neue Perspektiven auf das rhetorische *Haus der Sprache* und den *Fluss von Mythos und Logos*⁶⁰ an, die sich auch für eine historische Metaphorologie in therapeutischer Absicht als anschlussfähig erweisen.

3. Vernünftige Therapie und therapeutische Vernunft

Auf der einen Seite stehen also die Mediziner und Philosophen, die vergeblich versuchen, einen Krankheitsbegriff zu definieren, der sowohl einen Gebrauchswert im medizinischen Alltag besitzt als auch den komplexen ethischen und politischen Herausforderungen gewachsen ist. Die Systemtheorie versucht dafür eine Sprache zu entwickeln, mit der sich Pathologien prinzipiell als Funktions- oder Kopplungsstörungen verschiedener Systeme und Subsysteme in allen gesellschaftlichen Bereichen nachweisen lassen. Die Kritik an diesem Denkmodell gilt seiner ethischen Indifferenz. Die Alternative wäre der Verzicht auf einen Allgemeinbegriff zu Gunsten eines individualisierten, praktischen Krankheitsbegriffs, in dem das Patientenurteil eine konstitutive Rolle spielt.

Auf der anderen Seite steht eine philosophische Tradition der Moderne, deren Rationalitätskonzepte immer auch metaphorisch im Hinblick auf Gesundheit entwickelt und damit sowohl diagnostisch als auch therapeutisch aufgeladen sind, sei es als transzendente Immunisierung der Vernunft, die als

57 Vgl. Hans Rudi Fischer: *Sprache und Lebensform*, Frankfurt a.M. 1987.

58 Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen, krit.-genetische Edition*, hg. v. Joachim Schulte, Frankfurt a.M. 2001, § 255.

59 Ebd., § 593.

60 Ludwig Wittgenstein: *Über Gewißheit*, Frankfurt a.M. 1971, § 94 und § 96 ff.

Negativform der psychopathologischen Projektionsmechanismen konzipiert ist, sei es als neurophysiologische Reizung der Vernunftnerven durch metaphorische Übertragung, oder als Perspektivwechsel in therapeutischer Absicht.

Die Paradoxie der modernen Metapher reflektiert gleichermaßen auf die Unmöglichkeit des Verzichts einer medizinischen Perspektivierung von Abstrakta, wie auf die Unmöglichkeit einer ausdeutenden Interpretation dieser medizinischen Perspektiven. Vernunft wird demnach kaum ohne Bezug zur gesund/krank-Differenz denkbar sein, aber dieser Bezug wird sich niemals regressfrei auflösen lassen. Wittgensteins Vorschlag des selbstreflexiven Gebrauchs medizinischer Metaphern, korrespondiert zwar mit Lanzeraths Forderung nach einer Orientierung der Krankheitsbegriffe am Patientenurteil. Es darf aber bezweifelt werden, dass die Diskussionen damit ein Ende finden.

Obwohl aus sprachphilosophischer Perspektive grundsätzlich in Frage gestellt werden kann, ob sich eine Differenz von Begriff und Metapher im Allgemeinen – und im Speziellen in Bezug auf die gesund/krank-Differenz – noch sinnvoll anwenden lässt, gibt doch die Geschichte des politischen und ökonomischen Missbrauchs von Krankheitsmetaphern keinen Zweifel an ihrer Notwendigkeit. Die Frage nach dem eigenen Gesundheitszustand scheint daher genauso eine philosophische zu bleiben, wie die Reflexion auf metaphorisch-diagnostische Beschreibungen von Vernunft, Wirtschaft, Politik, Gesellschaft, Medien etc. und dem Versuch ihrer metaphorisch-therapeutischen Modifikationen.

Parasiten, eine Begriffsgeschichte

Heiko Stullich

Der Begriff des ›Parasiten‹ lässt sich ohne Probleme in eine Reihe von asymmetrischen Gegenbegriffen wie ›Barbar‹ oder ›Unmensch‹ einreihen, wie sie Reinhart Koselleck beschrieben hat.¹ Die abwertende Bezeichnung eines Gegenübers als ›Parasit‹ ist ein immer wieder gern verwendeter polemischer Kampfbegriff, oft auch in der adjektivischen Form ›parasitär‹, wovon der Gebrauch in verschiedenen öffentlichen Diskursen zeugt – aktuell beispielsweise im Streit um Funktionen der Finanzökonomie.² Parasiten sind immer die anderen, die provokative Geste in der Bezeichnung ist unmissverständlich. Beispiele dafür finden sich zuhauf. So lautet die Warnung in einem Finanzratgeber, wie mit der – durch die beworbenen Anlagestrategien zu erwerbenden – finanziellen Unabhängigkeit umzugehen ist:

Ein Leben als Finanz-Parasit – in welcher Form auch immer – ist in einer hoch entwickelten Zivilgesellschaft fehl am Platze. Auch eine dekadente und arrogante elitäre Haltung gegenüber den (vermeintlich) Minderbemittelten ist einer hoch entwickelten Zivilgesellschaft unwürdig. Hier möge jeder vor seiner eigenen Tür kehren und sich einmal selbst im Alltag beobachten.³

Die aversionsbehaftete Wahrnehmung von Parasiten wird nicht zuletzt verstärkt durch die Darstellung in Horrorfilmen, insbesondere im Subgenre des *body horrors*, das sich ganz dem Angriff auf menschliche Körper und deren Grenzen widmet, bei dem die Protagonisten von innen heraus bevölkert, fremdgesteuert und für fremde Reproduktionszyklen missbraucht werden. Die bekanntesten Exponenten des *body horror* sind Philip Kaufmans *Invasion of the Body-Snatchers*, Ridley Scotts *Alien* und David Cronenbergs *Shivers*.⁴

1 Vgl. Reinhart Koselleck: »Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe«, in: ders.: *Vergangene Zukunft*, Frankfurt a.M. 1979, S. 211–259; Reinhart Koselleck: »Feindbegriffe«, in: ders.: *Begriffsgeschichten*, Frankfurt a.M. 2006, S. 274–284; vgl. zum Barbaren auch Manfred Schneider: *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*, München 1997.

2 Beispielsweise genannt seien hier Andreas Neuberg: *Elitäre Parasiten, Wie Eliten unsere Zukunft verspielen! Zusammenbruch vorprogrammiert?*, Friedberg 2010; Lawrence E. Mitchell / Karlheinz Dürr: *Der parasitäre Konzern, Shareholder Value und der Abschied von gesellschaftlicher Verantwortung*, München 2002 (dessen engl. Originaltitel allerdings weniger reißerisch *Corporate Irresponsibility* lautet, nichtsdestotrotz ist die Wahl für die Übersetzung des Titels natürlich vielsagend); vgl. auch Andreas Musolff: »Metaphorische Parasiten und ›parasitäre‹ Metaphern. Semantische Wechselbeziehungen zwischen politischem und naturwissenschaftlichem Vokabular«, in: Matthias Junge (Hg.): *Metaphern und Gesellschaft. Semantische Wechselbeziehungen zwischen politischem und naturwissenschaftlichem Vokabular*, Wiesbaden 2011, S. 105–119.

3 Silva Jelen: *Die Kaskaden-Strategie. Wie Sie mehr aus sich und Ihrem Geld machen. Für Einsteiger in die Finanzwelt*, Norderstedt 2008, S. 89.

4 Vgl. die Äußerungen des Schweizer Künstlers H. R. Giger zu seinem Kreaturen-Design in Ridley Scotts Film. Giger bringt vor allem den mit Parasiten behafteten Ekel auf den Punkt: www.youtube.com/watch?v=5ggr_DUxu5Y (letzter Zugriff: 07.02.2013).



Abb. aus *Alien* (1979), R: Ridley Scott, D: Dan O'Bannon; Ronald Shusett

In der Biologie lautet die Minimaldefinition von ›Parasit‹: eine Lebensform, die in oder auf einem artfremden Organismus lebt, von ihm Nahrung bezieht und ihn schädigt.⁵ Weitergehende Definitionen sind zu meist – nicht nur was die Alltagssprache betrifft, sondern gerade auch im Gebrauch als wissenschaftlicher Fachbegriff – äußerst diffus. Dazu bemerkt der Wissenschaftsjournalist Carl Zimmer in der Einleitung seines Buchs *Parasite Rex*:

*[...] the word parasite doesn't mean much, or at least not much in particular. [...] The word is slippery. Even in scientific circles, its definition can slide around. It can mean anything that lives on or in another organism at the expense of that organism. That definition can include a cold virus or the bacteria that cause meningitis. But if you tell a friend with a cough that he's harboring parasites, he may think you mean that there's an alien sitting in his chest, waiting to burst out and devour everything in sight. Parasites belong in nightmares, not in doctors' offices. And scientists themselves, for peculiar reasons of history, tend to use the word for everything that lives parasitically except bacteria and viruses.*⁶

Interessant ist an dieser Stelle neben dem Verweis auf unscharfe Definitionen auch die Erwähnung imaginärer Schreckensbilder, die bei jeder Anführung von Parasiten, sei es auch in einer (populär-)wissenschaftlichen Publikation, dazugehören scheinen.⁷ Der so außergewöhnliche Status von Parasiten als Spezies erscheint dabei umso ungewöhnlicher, wenn man bedenkt, dass je nach Schätzung das Verhältnis Parasiten gegenüber frei lebenden Spezies 2:1 beträgt, was eigentlich doch für ihre Gewöhnlichkeit sprechen sollte:⁸

Every living thing has at least one parasite that lives inside it or on it. Many, like leopard frogs and humans, have many more. There's a parrot in Mexico with thirty different species of mites on its feath-

5 Richard Lucius/Brigitte Loos-Frank/Lucius-Loos-Frank: *Biologie von Parasiten*, Berlin 2008, S. 3; vgl. a. L. W. Reimer: »Zur Definition des Begriffs ›Parasitismus‹«, in: *Angewandte Parasitologie* (1970) 11, S. 130–133; Theodor Hiepe: »Definition und Formen des Parasitismus«, in: ders.: *Parasitismus als Lebensform*, Heidelberg 2000, S. 11–23.

6 Carl Zimmer: *Parasite Rex. Inside the bizarre world of nature's most dangerous creatures*, New York 2001, S. XI.

7 Vgl. etwa auch Daniel R. Brooks/Deborah A McLennan: *Parascript. Parasites and the language of evolution*, Washington 1993, S. 1.

8 Vgl. auch Lucius/Loos-Frank/Lucius-Loos-Frank: *Biologie von Parasiten* (Anm. 5), S. V; Brooks/McLennan: *Parascript* (Anm. 7), S. 2.

ers alone. And the parasites themselves have parasites, and some of those parasites have parasites of their own. Scientists such as Brooks have no idea just how many species of parasites there are, but they do know one dazzling thing: parasites make up the majority of species on Earth. According to one estimate, parasites may outnumber free-living species four to one. In other words, the study of life is, for the most part, parasitology.⁹

Zimmers Buch ist selbst ein interessantes Beispiel für einen anderen Aspekts des zeitgenössischen Diskurses über Parasiten. Sein Interesse an ihnen und dem nur marginalen Status der Parasitologie innerhalb der Biologie mündet nämlich letztlich in den Versuch der Aufwertung, in der Betonung des bisher übersehenen Werts von Parasiten, in diesem Fall insbesondere für evolutionäre Vorgänge z.B. durch Populationskontrolle.¹⁰ Solche Umdeutungen fügen sich in ein bestimmtes Interesse in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein, das das vermeintlich Nebensächliche, das Marginale und Uneigentliche, programmatisch zum Zentralen und Eigentlichen verrückt, neue Perspektiven gewinnen soll. So kommt es zu einer weitgehenden Umwertung von Parasiten.¹¹ Exemplarisch dafür stehen Jacques Derrida und Michel Serres als Stichwortgeber aus Schrift- und Medientheorie.¹² Solche Versuche stehen aber immer vor dem Hintergrund der allgemeinen Abwertung von Parasiten als geradezu pathologischem Störfaktor.

Die Rede vom Parasiten mit vorrangig pejorativer Bedeutung ist semantisch relativ stabil und kann auf den botanischen Fachterminus ›Parasit‹ bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgt werden.¹³ Allerdings muss eine vollständige Geschichte des Parasiten, die allerdings hier nicht geleistet werden kann, sondern sich auf cursorische Hinweise beschränken muss, bis in die Antike zurückgehen und ist dabei deutlich ambivalenter, als es zunächst scheint.¹⁴ Vor allem bleibt eine Begriffsgeschichte des ›Parasiten‹ unvollständig, wenn sie neben dem biologischen Konzept nicht auch die mit ihm verknüpften Diskurse reflektiert, die die Figur in andere Zusammenhänge und Bewertungskontexte stellen – vor allem die der menschlichen Gesellschaft. Der Parasit als Begriff besitzt prinzipiell unscharfe Grenzen, da der Parasit immer schon ein Agent der Zwischenräume gewesen ist.¹⁵

9 Zimmer: *Parasite Rex* (Anm. 6), S. XXI.

10 Richard Dawkins versucht Ähnliches, indem er ›egoistische‹ Gene als Objekte der Selektion erklärt, Richard Dawkins: *The selfish gene*, Oxford/ New York 2006.

11 Neben Zimmers Buch sei als Beispiel von Fachpublikationen Claude Combes: *Les associations du vivant. L'art d'être parasite*, Paris 2001 und Brooks/ McLennan: *Parascript* (Anm. 7) erwähnt. Insbesondere Brooks und McLennan betrieben einigen Aufwand, verschiedene ›Mythen‹ über Parasiten in einem eigenen Kapitel zu widerlegen (vgl. Brooks/McLennan: *Parascript* [Anm. 7], S. 115–178). Auch erwähnt seien Parasiten in der Architektur, dort bezeichnet der Begriff Dachaufbauten, die sich an schon vorhandene Bauten angliedern und deren Infrastruktur nutzen, vgl. Paul Mocanu: ›Parasitäre Architektur – oder nehmen um zu geben‹, in: *AFA – Architekturmagazin* (2012) 4, S. 4–6 und die Sonderausgabe ›Parasiten‹, in: *Bau-netzwoche*, 11. Juni 2010, Nr. 177. Ich danke Janina Amrath für diesen Hinweis.

12 Jacques Derrida: ›Die Signatur aushöhlen. Eine Theorie des Parasiten‹, in: Hans Peter Jäck/Hannelore Pfeil (Hg.): *Eingriffe im Zeitalter der Medien. Eine Theorie des Parasiten*, Rostock 1995, S. 29–41; Michel Serres: *Der Parasit*, Frankfurt a.M. 2008; vgl. auch Claudia Jost: *Die Logik des Parasitären. Literarische Texte – medizinische Diskurse – Schrifttheorien*, Stuttgart 2000; Pascale Borrel/Marion Hohlfeldt: *Parasite(s). Une stratégie de création*, Paris 2010. Derrida entwickelt seine Theorie des Parasiten, die im Prinzip eine Variation seines Begriffs des suppléments darstellt, in Auseinandersetzung mit der John Searle und dessen auf Austins Arbeiten aufbauende Sprechakttheorie. Searle schließt bestimmte Formen der Sprache wie den ironischen oder nachahmenden Gebrauch auf der Bühne als ›parasitäre‹ von den genuinen Sprechakten aus, was Derrida dazu veranlasst Einspruch zu erheben und gerade diese ›parasitären‹ Formen als konstitutiv aufzuwerten; vgl. John L. Austin: *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words)*, Stuttgart 1994; John Rogers Searle: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt a.M. 1973; für eine Darstellung der Diskussion vgl. Jacques Derrida/Werner Rappl/Peter Engelmann: *Limited Inc*, Wien 2001.

13 Georg Toepfer: ›Parasitismus‹, in: ders.: *Historisches Wörterbuch der Biologie*, Stuttgart 2011, Bd. 3, S. 1–10.

14 Vgl. Eva Johach: *Krebszelle und Zellenstaat. Zur medizinischen und politischen Metaphorik in Rudolf Virchows Zellulärpathologie*, Freiburg i.Br. 2008, S. 311; Musolf: ›Metaphorische Parasiten und ›parasitäre‹ Metaphern‹ (Anm. 2), S. 109; vgl. auch Hans-Dieter Görtz: *Formen des Zusammenlebens. Symbiose, Parasitismus und andere Vergesellschaftungen von Tieren*, Darmstadt 1988, S. 6; vgl. a. dazu insges. Ulrich Enzensberger: *Parasiten. Ein Sachbuch*, Frankfurt a.M. 2001.

15 Vgl. Bernhard J. Dotzler/Henning Schmidgen (Hg.): *Parasiten und Sirenen. Zwischenräume als Orte der materiellen Wissensproduktion*, Bielefeld 2008.

Antike Ursprünge

Der Ursprung des Worts ›Parasit‹ liegt in der Antike. Das griechische Wort παράσιτος (parásitos) bedeutet in etwa ›neben jemandem essen‹ und wurde später ins Lateinische als parasitus (›Tischgenosse‹) aufgenommen. In Attika bezeichnete das Wort einen Tempelbeamten, der bei Opfergaben neben dem Priester Tischgenosse war, um den Kommuniionscharakter des Speiseopfers zu erhalten.¹⁶ Zwar kann hier noch nicht direkt von einer begrifflichen Verwendungsweise gesprochen werden, jedoch liegen in der Herkunft Anordnungen und Unterscheidungen vor, die sich in der späteren Begriffsbildung wiederholen und diese motivischen Anordnungen weitertradiieren. Insofern ist diese Vorgeschichte des Begriffs wert in Augenschein genommen zu werden.

Ergiebigste Quelle zur kultischen Funktion des Parasiten ist Das Gelehrtenmahl von Athenaios von Naukratis (Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr.), eine mit zahlreichen Zitaten aus verlorenen Schriften gespickte Sammlung von fiktiven Tischgesprächen. Dort heißt es zum Parasiten u.a.:

Der Name Parasit ist jetzt ehrenrührig, aber bei den Alten finden wir ihn als etwas Heiliges, entsprechend dem Opfergenossen. Im Heraklestempel in Kynosarges bei Athen steht ein Inschriftenstein mit einem Volksbeschuß, der von Alkibiades eingebracht wurde, als Stephanos, Sohn des Thukydides, Ratsschreiber war. In ihm heißt es über diese Bezeichnung: ›Die Monatsopfer soll der Priester im Verein mit den Parasiten darbringen. Die Parasiten nehme man nach Väterbrauch aus den Bastarden und deren Söhnen. Wenn einer das Parasitenamt ablehnt, soll er deswegen vor Gericht gestellt werden.‹¹⁷



Maske des Parasiten
(aus: Hansgerd Hellenkemper 1998).

Zu beachten ist die Nähe zu ähnlichen Bezeichnungen für verschiedene Sozialtypen wie den Schmeichler und Speichellecker, nämlich den Kolax (κόλαξ)¹⁸ und den Sykophanten (συκοφάντης), die beide einen weit geringer geschätzten, wenn nicht sogar für das Gemeinwesen gefährlicheren Typen darstellten. Durchaus umstritten ist allerdings wie genau sie von Parasiten zu unterscheiden sind oder in den Begriff einmünden, so werden sie teilweise in der altphilologischen Forschung als gleicher Typus zusammengefasst.¹⁹ Von seinen kultischen Anfängen aus nahm der Parasit seinen Weg als Typus in der antiken Komödie, die nur noch über die römische Komödie in Gestalt von Plautus' und Terenz' Stücken überliefert ist.²⁰

Typisch für die Theaterfigur ist ihre dynamisierende Rolle für das Geschehen. Zumeist kann es erst durch die Figur des Parasiten zu einer Auflösung der Handlung kommen, er wird durch

16 Ludwig Ziehen/Ernst Wüst/August Hug: »Art. ›Parasit‹«, in: Tobias Erler/August Pauly/Georg Wissowa/Wilhelm Kroll/Konrat Ziegler (Hg.): *Paulys Realencyclopädie Der Classischen Altertumswissenschaft*, Stuttgart 1949, Bd. XVIII, 2.H., S. 1377–1405; vgl. auch Peter Kruschwitz/Theodor Hiepe: »Die antiken Wurzeln des Begriffs ›Parasit‹«, in: Theodor Hiepe (Hg.): *Parasitismus als Lebensform*, Heidelberg 2000, S. 147–158; Andreas Hassl: »Der klassische Parasit. Vom würdigen Gesellschafter der Götter zum servilen Hofnarren«, in: *Wiener Klinische Wochenschrift* (2005) Nr. 117, S. 2–5, S. 2.

17 Athenaios: *Das Gelehrtenmahl*, Leipzig 1985, S. 171.

18 Wilhelm Kroll: »Kolax«, in: Tobias Erler/August Pauly/Georg Wissowa/Wilhelm Kroll/Konrat Ziegler (Hg.): *Paulys Realencyclopädie Der Classischen Altertumswissenschaft*, Stuttgart 1949, Bd. Hb. 21, 1069 f.

19 Vgl. etwa die immer noch einflussreiche Studie O. Ribbeck: *Kolax. Eine ethologische Studie*, Leipzig 1884; vgl. a. Peter Brown: »Menander, fragments 745 and 746 K-T Menander's Kolax and parasites and flatterers in Greek Comedy«, in: *ZPE* (1992) 92, S. 91–107; vgl. zu dem Problem der Differenzierung Stephan Flaucher: *Studien zum Parasiten in der römischen Komödie*, Mannheim 2003, S. 3; Heinz-Günther Nesselrath: *Lukians Parasitendialog. Untersuchungen und Kommentar*, Berlin 1985, S. 88 f.; 106.

20 Flaucher: *Studien zum Parasiten in der römischen Komödie* (Anm. 19), S. 5; vgl. Andrea Antonsen-Resch: *Von Gnathon zu Saturio. Die Parasitenfigur und das Verhältnis der römischen Komödie zur griechischen*, Berlin 2004; Elizabeth Ivory Tylawsky: *Saturio's inheritance. The Greek ancestry of the Roman comic parasite*, New York 2002.

»das Geben von neuen Impulsen in unterschiedlichem Grade durchweg konstitutiv für die Handlungsentwicklung.«²¹ Mit der sinkenden Popularität der antiken Komödie überdauerte der Parasit in anderen literarischen Formen. Einer der markantesten Texte dieser Tradition ist Lukians Parasitendialog.²² In dem satirischen Dialog persifliert Lukian das antike System der *téchne*, in dem er die Parasitik als die höchste der *téchne* auszeichnet, da sie als reiner Selbstzweck keine Rechtfertigung außerhalb der eigenen Tätigkeit benötigt.

Der Parasit als Pathologie und Störfall der Moderne

Mit der Moderne setzt eine begriffliche Transformation ein, die eine starke Biologisierung des Begriffs zur Folge hat.²³ Innerhalb des Rahmens der Entstehung moderner Biopolitik wird dem Parasiten so eine neue Bühne bereitet. In der hierbei aufkeimenden Sorge um das ›Leben‹ eines Kollektivs gewinnt die Gefährdung durch biologische Gegner besondere Plausibilität.²⁴ Im Zeichen moderner Lebenswissenschaften und politischer Ökonomie geschieht so eine Umwertung, bei der aus älteren Komödienfiguren und skurrilen Charakteren eine sozialpathologische Erscheinung modelliert wird, mit der moderne Gesellschaften Krisenherde beschreiben können.²⁵ Dies geschieht durch eine Übertragungsleistung der Semantik des antiken Parasiten in die Biologie, bei der vor allem die Gefährdungen für den Wirt betont werden, die wiederum in die politisch-soziale Sprache rückübertragen wird und vielfältige Anschlussmöglichkeiten für die Beschreibungen solcher Sozialpathologien bietet.²⁶

Hieran sind verschiedene Diskurse beteiligt. In der *Encyclopédie* von Diderot und D'Alembert finden sich zu Parasiten neben Einträgen zu »convive«, »Parasite« (litt.), die sich auf diese antike (literarischen) Figurationen des Parasiten beziehen, zwei Einträge zur Botanik, nämlich zu »Parasites, ou Plantes parasites« bzw. »Plante parasite«. Dort heißt es im Artikel von Louis de Jaucourt:

Parasitische Pflanze, (Botan.) Pflanze, die auf anderen Pflanzen wächst, & sich von ihrem Saft ernährt. [...] Alle diese Pflanzen sind für diese tödlich, weil sie ihnen den Saft mit Hilfe unendlich vieler kleiner Wurzeln, mit denen sie diesen aussaugen und abfangen, stehlen. [...] Die Eigenschaft, dass diese parasitischen Pflanzen nicht unmittelbar mit der nährenden Erde verbunden sein müssen und sich nur durch den raffinierten und bereinigten Saft ernähren können, der durch die Gefäße der anderen Pflanzen geflossen ist, scheint auf eine besonders ausgeprägte Finesse der Parasiten hinzuweisen [...]: Während die Pflanze nicht jede Art von Boden verträgt, ist es der parasitischen Pflanze egal, von welcher Pflanze sie lebt[...].²⁷

21 Flaucher: *Studien zum Parasiten in der römischen Komödie* (Anm. 19), S. 109.

22 Vgl. Nesselrath: *Lukians Parasitendialog* (Anm. 19), S. 111; 121 f.

23 Alexander Bein: »Der jüdische Parasit«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 13 (1965) 2, S. 121–149, S. 123 f.; Heinz-Georg Marten: *Sozialbiologismus. Biologische Grundpositionen der politischen Ideengeschichte*, Frankfurt a.M. 1983, S. 16.

24 Michel Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*, Frankfurt a.M. 2006, S. 13; Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt a.M. 1987, S. 166; Michel Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–76)*, Frankfurt a.M. 2001, S. 217; Michel Foucault: »Die Gesundheitspolitik im 18. Jahrhundert«: *Schriften*, Frankfurt a.M. 2001–2005, Bd. 3, S. 19–37; vgl. zum Aspekt der Feindschaft in diesem Sinne auch Joseph Vogl/Matala de Mazza: »Bürger und Wölfe. Versuch über politische Zoologie«, in: Christian Geulen/Anne von der Heiden/Burkhard Liebsch (Hg.): *Vom Sinn der Feindschaft. Versuch über politische Zoologie*, Berlin 2002, S. 207–217.

25 Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt a.M. 2002, S. 140.

26 Musolff: »Metaphorische Parasiten und ›parasitäre‹ Metaphern« (Anm. 2), S. 111.

27 Louis de Jaucourt: »Plantes parasites«, in: Denis Diderot/Jean le Rond d'Alembert (Hg.): *Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, etc., ARTFL Encyclopédie Project, Chicago, 2013, <http://encyclopedia.uchicago.edu/>. (letzter Zugriff: 14.03.2013). (Übersetzung H. S.)

Ein Parasit ist demnach eine Pflanze, die gut davon lebt, wertvolle Nährstoffe, also Ressourcen abzuziehen. Zugleich wird aber ein Zusammenhang zwischen der Gefahr für das Überleben der Wirtspflanze und dem Überleben der parasitischen Pflanze hergestellt – ein Aspekt, der der antiken Lehre vom Parasiten eine neue Form der Dringlichkeit und Bedrohung verleiht. Gerade dieser Aspekt ist es, der das Bild vom unproduktiven Nutznießer populär macht, und so verwundert es nicht, wenn Emmanuel Joseph Sieyès am Vorabend der Französischen Revolution im Januar 1789 in der Polemik *Qu'est-ce que le Tiers état?* die Standesordnung der Generalstände auf folgende Weise kommentiert:²⁸

*Das ist das richtige Wort [gemeint ist der Adel als Kaste, Anm. H. S.]. Es bezeichnet eine Klasse Menschen, die, ohne Funktion wie ohne Nutzen, bloß deswegen, weil sie existieren, die an ihre Person geknüpften Privilegien genießen. Unter diesem Gesichtspunkt, der der wahre ist, gibt es nur eine privilegierte Kaste, nämlich die des Adels. Er bildet wahrhaftig ein Volk für sich, aber kein echtes Volk, da er aus Mangel an nützlichen Organen nicht durch sich selbst existieren kann, sich vielmehr einer wirklichen Nation wie jene Schmarotzerpflanzen anhängt, welche nur vom Saft der Bäume leben können, die sie krank machen und austrocknen.*²⁹

Sieyès geht es in seiner Streitschrift um eine Aufwertung des dritten Standes innerhalb der *États généraux*, der Generalstände des Ancien Régime, deren Aufgaben hauptsächlich in der Bewilligung neuer Steuern lag, die das von Bankrott bedrohte Regime Ludwig XVI. dringend benötigte.³⁰ Der Kern der Forderungen betraf eine Neuordnung der Repräsentationsverhältnisse und der Einflussrechte des Dritten Stands, des institutionellen Organs des Bürgertums, der Handwerker und Bauern, gegenüber dem Adel und dem Klerus, die beide gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil überproportionale Stimmrechte besaßen.³¹ Dieser Ungleichheit arbeitet Sieyès durch die Forderung einer Umkehrung der Verhältnisse und die Anerkennung des Dritten Stands als dem eigentlichen Fundament der politischen Ordnung entgegen. Nicht zufällig wird dieses Missverhältnis in der Metapher der Schmarotzerpflanze beschrieben, die ihr Leben nur dem Leben seiner Wirtspflanze verdankt, dabei diese aber zugrunde richtet. Dies ist insoweit exemplarisch für die Verknüpfung von politischem Repräsentations- und Verteilungskampf und der Übertragung des Begriffs aus der Botanik bzw. der Biologie. Der Dritte Stand erhält durch seine Arbeit die Nation, die parasitische Pflanze, der Adel, profitiert von dieser Arbeit; ihr Profit bleibt letztlich aber abhängig von den »Organen« des unterrepräsentierten Stands ohne deren Einsatz dieses Gemeinwesen nicht möglich wäre.³²

Nichtsdestotrotz problematisiert Sieyès Polemik einen zentralen Punkt politischer Verteilungskämpfe, eines Unvernehmens,³³ welcher vielleicht den Kern des Politischen ausmacht: den Streit um die Grenzen der Gemeinschaft und den Platz, den ihre Elemente im Verhältnis zueinander und zum Ganzen einnehmen, den Streit um nützliche und schädliche, legitime und illegitime Teile dieser politischen Körperschaft.³⁴

Die hier verbildlichte Problematik von Teilhabe, Legitimität und Produktivität ist für die Moderne ein äußerst wichtiger Komplex, an dem die Sollbruchstellen sozialer Differenzierung verlaufen, die Pa-

28 Vgl. zu Sieyès Eberhard Schmitt: »Art. ›Sieyès‹«, in: Hans Maier / Heinz Rausch / Horst Denzer (Hg.): *Klassiker des politischen Denkens*, München 2007, Bd. 2, S. 101 – 117; Oliver W. Lembke / Florian Weber: »Revolution und Konstitution. Zur politischen Theorie von Sieyès«, in: Oliver W. Lembke / Florian Weber (Hg.): *Was ist der Dritte Stand? Zur politischen Theorie von Sieyès*, Berlin 2010, S. 13 – 89.

29 Emmanuel Joseph Sieyès: »Was ist der Dritte Stand?«, in: Oliver W. Lembke / Florian Weber (Hg.): *Was ist der Dritte Stand?*, Berlin 2010, S. 111 – 176, hier S. 114.

30 Vgl. William Hamilton Sewall Jr.: *A Rhetoric of Bourgeois Revolution. The Abbé Sieyès and ›What is the Third Estate?‹*, Durham 1994.

31 Vgl. Gerhard Schneider: *Die Französische Revolution 1789–1799*, Schwalbach am Taunus 2012, S. 45.

32 Vgl. auch Sieyès: »Was ist der Dritte Stand?« (Anm. 26), S. 114 f.

33 Jacques Rancière: *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*, Frankfurt a.M. 2002, S. 9 ff., S. 38.

34 Vgl. Albrecht Koschorke / Susanne Lüdemann / Thomas Frank / Ethel Matala de Mazza: *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt a.M. 2007, S. 16.

rasiten als Feindbild in Erscheinung treten lassen. Parasiten sind eben nicht-arbeitende Profiteure und Nutznießer, die so nur illegitim teilhaben. So tritt die Frage nach dem Anteil und insbesondere der Arbeit mit besonderer Vehemenz in diesen Zusammenhängen auf und wird zum Differenzierungskriterium.³⁵ Die Unterstellung der Unproduktivität dient als Argument für den Ausschluss aus dem Kollektiv. Dabei liegt eine besondere Betonung auf der Produktivität wie man sie etwa in den Schriften John Stuart Mills sieht.³⁶ Unproduktivität wird also zu einem Störfall, der mehr als nur eine einfache Verfehlung ist. Der Parasit ist nicht mehr nur eine harmlose Nebenfigur,³⁷ sondern wird geradezu zu einer Bedrohung eines Kollektivs.³⁸

Daneben entwickelte sich ein reges Interesse für abhängige Lebensformen, das das Klassifikationschema der »Parasiten« auch auf nicht-pflanzliche Organismen erweiterte und damit die Parasitologie etablierte.³⁹ Am Anfang dieser Entwicklung stand der Streit um die *generatio spontanea*, die durch das Rätsel um die Herkunft insbesondere von Eingeweidewürmern – zunächst noch als *Entozoen* bezeichnet. Doch auch die wissenschaftliche Begriffsbildung vollzog sich nicht ohne Residuen des Transfers beizubehalten. Indem Parasiten als niedere, unfreie und abhängige Lebensformen beschrieben werden, wiederholt sich in der medizinischen und zoologischen Parasitologie des mittleren 19. Jahrhunderts – bei Autoren wie Rudolf Leuckart,⁴⁰ Pierre van Beneden⁴¹ und Ernst Anton Quitzmänn⁴² – die Einordnung des Parasiten in periphere Phänomene, denen in der Ordnung der Natur ein nur niederer Status zugeordnet wird.

Edwin Ray Lankester beschreibt in *Degeneration – A Chapter in Darwinism* (1890) im Anschluss an Darwins Evolutionstheorie Parasitismus als eine Form der Degeneration. Sie zeichnet sich aus durch eine Zunahme von Abhängigkeit bei Verlust an Variabilität und Komplexität. Lankester überführt damit Darwins Theorie evolutionärer Prozesse erneut in eine hierarchische Ordnung der Natur von hohen und niedrigen Lebensformen.⁴³ Tiere, die nicht mehr darauf angewiesen sind, ihre Nahrung selbst zu fangen, könnten dann ihre Zeit damit verbringen, in der Sonne zu liegen:

*We have seen that degeneration, or the simplification of the general structure of an animal, may be due to the ancestors of that animal having taken to one of two new habits of life, either the parasitic or the immobile. Other new habits of life appear also to be such as to lead to degeneration. Let us suppose a race of animals fitted and accustomed to catch their food, and having a variety of organs to help them in this chase—suppose such animals suddenly to acquire the power of feeding on the carbonic acid dissolved in the water around them just as green plants do. This would lead to a degeneration; they would cease to hunt their food, and would bask in the sunlight, taking food in by the whole surface, as plants do by their leaves.*⁴⁴

35 Hannah Arendt: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München 1996, S. 103 ff.; Werner Conze: »Art. »Arbeit«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Stuttgart 1972, S. 154–215; Robert Castel: *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*, Konstanz 2008, S. 142; Robert Castel: »Work and usefulness to the world«, in: *International Labour Review* 135 (1996) 6, S. 615–622, hier S. 616.

36 John Stuart Mill: »Über die Worte produktiv und unproduktiv«, in: Hans G. Nutzinger (Hg.): *Einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie*, Marburg 2008, S. 111–122; vgl. dazu Marti: »Von Produktiven und Parasiten« (Anm. 29), S. 221.

37 Johach: *Krebszelle und Zellenstaat* (Anm. 14), S. 304f.

38 Jacob Burckhardt: »Das Verhaltensleitbild »Produktivität« und seine historisch-anthropologische Voraussetzung«, in: *Saeculum* (1974) 25, S. 277–289, hier S. 283f.

39 Hervé Harant: *Histoire de la parasitologie*, Paris 1955; Helen J. Power: »History of Parasitology«, in: Michael Cox (Hg.): *Encyclopedia of Life Sciences*, London/New York u. a. 2002 ff.; F. E. G. Cox: »History of Human Parasitology«, in: *Clinical Microbiological Review* 15 (2002) 5, S. 595–612.

40 Rudolf Leuckart: *Die menschlichen Parasiten und die von ihnen herrührenden Krankheiten. Ein Hand- und Lehrbuch für Naturforscher und Aerzte*, Leipzig und Heidelberg 1863 ff.

41 Pierre Joseph van Beneden: *Die Schmarotzer des Thierreichs*, Leipzig 1876.

42 Ernst Anton Quitzmänn: *Geschichtliche Entwicklung der Parasiten-Theorie und ihrer Bedeutung für die Ausbildung der Pathogenie*, München 1842.

43 Vgl. Charles Darwin: *Charles Darwin's notebooks, 1836–1844. Geology, transmutation of species, metaphysical enquiries*, hg. v. Paul H. Barrett/P. J. Gautrey/S. Herbert/D. Kohn/S. Smith, London, Cambridge 2009: »It is absurd to talk of one animal being higher than another.—We consider those, when the intellectual faculties [/] cerebral structure most developed, as highest.—A bee doubtless would when the instincts were—«.

44 Edwin Ray Lankester: *Degeneration. A Chapter in Darwinism*, London 1890, S. 50.

Diese zoologischen Beobachtungen weitet Lankester im Folgenden auch auf menschliche Gesellschaften aus, versehen mit einer alarmierenden Warnung vor Parasiten als Agenten der Krise, die zum Niedergang von Gesellschaften führten. Vor ähnlichen Gefahren warnt Maximilian Perty in seinem populärwissenschaftlichen Vortrag *Ueber den Parasitismus in der organischen Natur*. Er unterstreicht die Notwendigkeit einer Erforschung der parasitischen Lebensform nicht zuletzt aus sozialdiagnostischen Erwägungen:

Der niedrige Begriff, welchen wir mit dem Schmarotzerthum verbinden, wird durch die Untersuchungen der parasitischen Thiere und Pflanzen nur zum Theil gerechtfertigt. Wir können die Vorstellung nicht zurückweisen, daß in der menschlichen Gesellschaft ein Individuum, das, ohne selbst etwas Nützliches zu leisten, nur auf Kosten anderer leben will, das seine Existenz nur erhält, indem es die Existenz Anderer beeinträchtigt, ein schädliches, jedenfalls widriges Leben sei. Schmarotzer in der menschlichen Gesellschaft lassen neben niedriger Gesinnung öfters auch niedrige Begabung erkennen, bei den Schmarotzern in der Natur kann letzteres Moment vorhanden sein oder nicht. [...] Im anderen Fall ergibt sich der Parasitismus als eine Folge mangelhafter Organisation und die Parasiten sind mehr nur zur Qual und Belästigung anderer Geschöpfe da, ohne sehr wirksam deren Vermehrung hindern zu können.⁴⁵



Über lebende Würmer im lebenden Menschen
(aus: Johann Gottfried Bremser 1819)

Die Grenzen zur Pathologie, also zur Medizin, sind dabei oft fließend. Teilweise wird der Begriff auf das Konzept der Krankheit insgesamt ausgeweitet. Dabei wird ›Krankheit‹ als eine dem gesunden Organismus fremde ontologische Einheit gegenübergestellt, die diesen befällt und so für pathologische Zustände verantwortlich ist. So heißt es in Quitzmans Geschichtlicher Entwicklung der Parasiten-Theorie:

Krankheit ist in der Sphäre des gesammten eigenthümlichen Lebens ein besonderes Leben, welches nicht aus der reinen innern Form von jenem hervorgeht, und in die organische Sphäre des menschlichen Lebens seinen eigenen, dießem fremdartigen, Organism bildet. [...] Beweise dafür sind die acuten Exantheme, ferner Krebs, Skirrhus, Schanker u.s.f., welche gewiss für lebende Wesen seiner Art anzusehen und besondere Species von Thierpflanzen zu nennen sind, indem sie offenbar ganz dasselbe für die menschlichen Leiber darstellen, was Arten von schmarozenden Flechten und Schwämmen, welche doch nur eigene Pflanzenthier angesehn werden, für die beherbergenden Bäume, Gesträuche u.s.f. sind.⁴⁶

45 Maximilian Perty: *Ueber den Parasitismus in der organischen Natur*, Berlin 1869, S. 4 f.

46 Quitzmann: *Geschichtliche Entwicklung der Parasiten-Theorie und ihrer Bedeutung für die Ausbildung der Pathogenie* (Anm. 47), S. 104 f.

Wie zu sehen ist, wird hier Krankheit der Status eines eigenständigen, fremden Organismus gegeben, der eine neue Form von Leben bedeutet. Diese Form der Ontologisierung von Krankheit ist Charakteristikum der naturhistorischen Schule in der Mitte des 19. Jahrhunderts und funktioniert als diskursives Scharnierkonzept, welches erlaubt, Krankheiten entwicklungsgeschichtlich zu deuten.⁴⁷ Fortsetzungen davon finden sich in der Zellulärpathologie Rudolf Virchows⁴⁸ und in der frühen Bakteriologie.

Die Analogie zwischen natürlichen und politischen Parasiten ist im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert ideologisch wenig festgelegt und findet sich in verschiedenen politischen Lagern. So entstehen folgenreiche Kurzschlüsse z.B. von Schädlingsbekämpfung und genozidaler Politik, in der Logik eines Angriffs auf einen Kollektivkörper, den es durch vorbeugende Vernichtung von Feinden zu schützen gilt.⁴⁹ Dies gilt vor allem für die Verbindung antisemitischer Stereotype mit dem Diskurs der Parasitologie im Schmähbegriff des ›jüdischen Parasiten‹,⁵⁰ in dem ökonomische Sozialpathologie und biologisch-rassistische Figurierung zusammentreffen. Eine Frühform dieser Verbindung lässt sich bereits bei Herder nachweisen, der vom jüdischen Volk als »parasitischer Pflanze« spricht.⁵¹ Herder sieht dies – und das markiert die Differenz zur späteren antisemitischen Hetze der Nationalsozialisten – allerdings eher als Folge einer Ausgrenzung von Menschen, die als europäische Bürger integriert werden können.⁵² Spätere Beispiele finden sich in Schriften wie Arno Schickedanz' *Sozialparasitismus im Völkerleben* oder Emil Reiffers und Erich Schwarzburgs *Der Jude als Weltparasit*.⁵³ Diese Form des Antisemitismus beschränkt sich allerdings nicht nur auf den Nationalsozialismus, sondern setzt sich auch in der Sowjetunion fort, etwa in Nikola Markows *Der Jude ist der Parasit des Bauerntums*.⁵⁴ Im Stalinismus erfährt die gesellschaftliche Ausgrenzung ihren Höhepunkt in Form von Gesetzen zur Bekämpfung des ›gesellschaftlichen Parasitismus‹.⁵⁵

Ausblick

Diese nur kursorische Begriffsgeschichte des Parasiten zeigt, wie sowohl gegen Ende des 18. Jahrhunderts als auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Gestalt des Parasiten durch die Überschneidung von wissenschaftlichen, populären und literarischen Diskursen eine besondere Signifikanz gewinnt. An dieser Figur werden Prozesse zwischen Inklusion und Exklusion, die Reflexion von Normgefügen, das Verhältnis zwischen gesund und krank, normal und pathologisch beobachtbar. Dem Parasiten werden die sozialen Defizienzphänomene der Unproduktivität und Degeneration und somit eine Schädigung des politischen Körpers zugeschrieben. Insbesondere das Zusammenwirken verschiedener Wissensformen in Form biologischer und politisch-ökonomischer Perspektiven erscheint hier äußerst vielschichtig und gibt so exemplarisch den Blick frei auf die Formen und Regeln der Wissenskonstitution in der Moderne.

47 Johanna Bleker: *Die naturhistorische Schule 1825–1845. Ein Beitrag zur Geschichte der klinischen Medizin in Deutschland*, Stuttgart / New York 1981, S. 36 f.; Volker Hess: »Disease as Parasite. The Discovery of Time for a Theory of Pathology«, in: Cay-Rüdiger Prüll / John Woodward (Hg.): *Pathology in the 19th and 20th centuries. The Discovery of Time for a Theory of Pathology*, Sheffield 1998, S. 11–29; Johach: *Krebszelle und Zellenstaat* (Anm. 14), S. 171 f.

48 Johach: *Krebszelle und Zellenstaat* (Anm. 14), S. 319.

49 Sarah Jansen: »Schädlinge«. *Geschichte eines wissenschaftlichen und politischen Konstrukts 1840–1920*, Frankfurt a.M. 2003.

50 Alexander Bein: »Der jüdische Parasit« (Anm. 23), S. 124; Musolff: »Metaphorische Parasiten und ›parasitäre‹ Metaphern«, S. 108 f.; Manfred Schneider: »Der Jude als Gast«, in: Peter Friedrich (Hg.): *Gastlichkeit*, Heidelberg 2009, S. 49–69.

51 Johann Gottfried Herder: »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«, in: Martin Bollacher (Hg.): *Werke in zehn Bänden*, Bd. 6, Frankfurt a.M. 1989, S. 702.

52 Arndt Kremer: *Deutsche Juden, deutsche Sprache. Jüdische und judenfeindliche Sprachkonzepte und -konflikte 1893–1933*, Berlin / New York 2007, S. 45.

53 Cornelia Schmitz-Berning: »Art. ›Parasit‹«, in: dies. (Hg.): *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin 2000, S. 460–463; ebd., S. 463 f.

54 Nikolaj E. Markov: *Der Jude ist der Parasit des Bauerntums*, Frankfurt a.M. 1944.

55 Vgl. Andreas Bilinsky: »Parasitengesetze in der Sowjetunion«, in: *Jahrbuch für Ostrecht* 2 (1961) 2, S. 110–145; Andreas Bilinsky: »Novellierung der Parasitengesetze in der UdSSR«, in: *Jahrbuch für Ostrecht* 6 (1965) 2, S. 201–207.

Neurasthenie und Burnout – Zwei Erscheinungsformen moderner Erschöpfung

Sarah Bernhardt

Erholung im Harz

Im Winter des Jahres 1899/1900 eröffnete der Mediziner und Philologe Friedrich Barner in dem Städtchen Braunlage im Harz ein Sanatorium. Gedacht als ›Erholungs- und Rekonvaleszentenheim für bessere Stände‹, verfolgte Barner darin einen ganzheitlichen Ansatz, um ›Körper und Seele‹ seiner ermüdeten und erschöpften Patienten wieder in Einklang zu bringen. Barner ließ die Anlage von dem Architekten Albin Müller im Sinne eines Gesamtkunstwerks gestalten – angefangen von dem großzügigen Gartenbereich über das im Jugendstil errichtete Haupthaus bis hin zu den kleinsten Details des Interieurs.¹ Mit der Gründung der Anstalt und seinem ganzheitlichen Therapieansatz folgte Barner einem allgemeinen Trend seiner Zeit. Zum Ende des 19. Jahrhunderts hin erlebten Sanatorien in ganz Europa einen Boom. Der Historiker Joachim Radkau spricht in seinem Standardwerk *Das Zeitalter der Nervosität* mit Bezug auf das Deutsche Reich von einer regelrechten »Heilstättenbewegung«². Nerven-, Irren- und Lungenheilstätten wurden neu gegründet; therapeutische Einrichtungen, die vormals als Wasserheilanstalten firmierten, in Natur- und Nervenheilstätten umgewandelt. Überhaupt bestand eine intime Beziehung zwischen ›Natur‹ und ›Nerven‹, wie Radkau feststellt.³ Die wiederentdeckte Heilkraft des Wassers, Licht und Luft, Ruhe und der verordnete Rückzug aus sozialem Alltag und Familie, Diät und Askese gehörten zum therapeutischen Angebot; im Haus Barner wie auch anderswo.⁴ Der Großteil der Patienten in Braunlage litt unter ›Neurasthenie‹ oder allgemeiner ›Nervenerschöpfung‹ – jener ebenso vielschichtigen wie unspezifischen Krankheit, die aus dem Nervendiskurs des 19. Jahrhunderts hervorgegangen war.

Das Sanatorium Barner gibt es immer noch. Und auch heute finden wieder erschöpfte, ermüdete und überarbeitete Menschen ihren Weg in den Harz. Grund ist das sogenannte Burnout-Syndrom. Seitdem das Sanatorium, mittlerweile eine ›Fachklinik für Psychosomatik‹, Burnout in ihren Behandlungsplan aufgenommen hat, erlebt der Ort eine neuerliche Blüte. Rund zwei Drittel aller Patienten lassen sich deswegen dort behandeln.⁵ Die Internetseite des Sanatoriums verspricht ein »ganzheitliche[s], integrative[s] Behand-

1 Vgl. die Internetseite des Sanatoriums: www.sanatorium-barner.de, zuletzt abgerufen am 15.06.2013; Nina Belz: »Ausgebrannt in der Liegehalle«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (3. März 2012), S. 3; Peter Richter: »Die Stilklinik«, in: *Architectural Digest* (2010) Nr. 113, S. 274–284.

2 Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München/Wien 1998, S. 108.

3 Ebd., S. 110.

4 Ebd., S. 107–121.

5 Vgl. Belz: »Ausgebrannt in der Liegehalle« (Anm. 1).

lungskonzept«, das den Menschen als »Individuum mit Geist, Seele und Körper in einem lebenslangen Entwicklungsprozess« begreift und die psychosomatischen Symptome als »Alarmzeichen des Körpers« deutet.⁶ Die Burnout-Therapie kombiniert neben medizinischen und psychologischen Diagnoseverfahren, Einzelpsychotherapie und einer ärztlichen Behandlung, die auch die Vermittlung von Techniken zur Stressbewältigung, natürliche Heilverfahren und Ernährungsumstellungen mit einschließt, verschiedenste Elemente: angeboten werden autosuggestive Techniken, Imaginationsübungen und autogenes Training zum »Ressourcenaufbau«, Liegekur und Atemtherapie zur Entspannung, Tai Chi, Qi Gong, Yoga, Tanztherapie und Massage für eine »achtsame Körperwahrnehmung«, Sportangebote zum »Konditionsaufbau«, Kurse zur »Kreativitätsförderung« und darüber hinaus vielfältige Möglichkeiten zur »Selbsterfahrung in der Natur«.

Bei der Betrachtung dieses »Behandlungsangebots« fühlt man sich unweigerlich an die therapeutischen Programme des ausgehenden 19. Jahrhunderts erinnert. Und auch optisch und atmosphärisch ist vieles gleich geblieben im Sanatorium Barner, das von Peter Richter seines »fulminanten Zauberberg-Ambientes[s]« wegen treffend als »Stilklinik«⁷ betitelt wurde. Noch immer liegen Patienten hier zur Luftkur unter Decken in der Liegehalle, spielen an dem alten Flügel im Musiksaal oder essen in dem mit Linkrusta-Tapeten ausgestatteten Speisesaal von demselben Geschirr, von dem einst Paul Klee und Hans Erich Nossack aßen. Dass die Zeit in Braunlage in mancherlei Hinsicht still zu stehen scheint, verleitete die Autorin des FAZ-Artikels *Ausgebrannt in der Liegehalle* dazu, ihren Text mit der Aussage zu beschließen, dass die Patienten heute wie vor hundert Jahren nach Braunlage kommen, »um von ihrer Überbelastung befreit zu werden – wie auch immer sie heißen mag«⁸. Ihr Statement stellt eine weitere Variante der in populärwissenschaftlichen und feuilletonistischen Texten oftmals vertretenen Identitäts- bzw. Kontinuitätsthese dar, die entweder im Burnout einen Nachfolger der Neurasthenie oder in der Neurasthenie eine Vorläuferin des Burnouts erkennt – ganz so, als ob es man es mit einer bloßen sprachlichen Umetikettierung ein- und desselben Sachverhalts zu tun hätte. So findet man etwa in einem dem Thema *Das überforderte Ich. Stress – Burnout – Depression* gewidmeten Wissen-Sonderheft des *Spiegels* im »A bis Z der Depression« unter N den Eintrag: »*Neurasthenie. Dieser Ende des 19. Jahrhunderts geprägte Begriff für einen chronischen Erschöpfungszustand findet sich noch heute in der ICD-10 unter den neurotischen Störungen. Die Neurasthenie ist vermutlich die damalige Entsprechung des Burnout.*«⁹

Die offensichtlichen Ähnlichkeiten zwischen Neurasthenie und Burnout dürfen den wissenschaftlichen Blick jedoch nicht dazu verleiten, vorschnell von einer substantiellen Identität auszugehen. Es ist keineswegs gleichgültig, unter welchem Namen ein Leiden amtiert. Vielmehr gehe ich davon aus, dass die Etablierung eines neuen Begriffs ein Ereignis ist, das genauer in den Blick genommen zu werden verdient, weil es auf eine veränderte Problemlage hinweist. Die Frage lautet also, wie genau sich das Verhältnis zwischen Neurasthenie und Burnout darstellt, was diese beiden Begriffe trennt und verbindet, welche semantischen Bedeutungsebenen sich in ihnen jeweils abgelagert haben und welche Rückschlüsse sich aus der Untersuchung dieser Bedeutungsschichten für das Verständnis unserer Gegenwart möglicherweise ziehen lassen. Der erste Schritt einer solchen Fragestellung muss immer darin bestehen, die Phänomene gegeneinander zu legen und sie auf ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin zu untersuchen, um auf dieser Grundlage eine schärfere Kontur ihrer Besonderheiten zu erlangen – was im Folgenden geschehen soll.

6 Internetseite des Sanatoriums: www.sanatorium-barner.de (Anm. 1).

7 Richter: »Stilklinik« (Anm. 1), S. 275.

8 Belz: »Ausgebrannt in der Liegehalle« (Anm. 1).

9 DER SPIEGEL.WISSEN: *Das überforderte Ich. Stress-Burnout-Depression 1* (2011).

Erschöpfte Nervenkraft

Die Neurasthenie gehört zu den schillerndsten kulturgeschichtlichen Phänomenen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Binnen weniger Jahre etablierte sie sich fest in der öffentlichen Wahrnehmung und machte die ›Nerven‹ zu einer allgegenwärtigen Angelegenheit. Während sich der Kreis der Neurastheniker rasant vergrößerte, setzte die Neurasthenie nicht nur eine medizinische, sondern auch eine rege gesellschaftspolitische und literarische Auseinandersetzung in Gang, die sich mit den pathogenen Folgen des modernen Lebens beschäftigte. Nicht zuletzt aufgrund dieser Dynamik gilt sie unter Medizinhistorikern als erste ›Zivilisationskrankheit‹.¹⁰

Geprägt wurden sowohl das Konzept als auch der Begriff der Neurasthenie von dem US-amerikanischen Elektrotherapeuten George Miller Beard. Beard – der als Wissenschaftler höchst umstritten war – hatte sich ganz dem modernen Erfindergeist verschrieben und sah sich selbst als Entdecker der Neurasthenie. Im Zuge der Übersetzung von Beards Monographie *A Practical Treatise on Nervous Exhaustion (Neurasthenia)*¹¹ gelangte seine ›Erfindung‹ nach Deutschland, wo sich der Begriff der ›Neurasthenie‹ ab 1881 unter den Nervenärzten schnell etablierte.¹² Das Wort Neurasthenie setzt sich aus dem griechischen *neuros* (Nerven) und *asthénia* (Schwäche, Kraftlosigkeit) zusammen. Seiner Form nach entspricht es also ganz der unter Medizinern seit dem Mittelalter gebräuchlichen Konvention, Begriffe aus dem Griechischen zu entlehnen und neu zu kombinieren. Indem sich Beard an die Wortbildungsprinzipien der Medizinergräzistik hielt, verlieh er seinen Überlegungen mit dem Namen der ›Neurasthenie‹ zugleich eine besondere wissenschaftliche Weihe. Bereits im Moment seines Entstehens gibt sich der Terminus fachwissenschaftlich geadelt und profiliert – er erweckt den Anschein, als diene er der Bezeichnung im höchsten Sinne objektiver, unbestreitbarer wissenschaftlicher Tatsachen. Die szientistische Anmutung des Begriffs täuscht leicht darüber hinweg, dass die Neurasthenie kein distinktes Leiden bezeichnet, sondern vielmehr als eine Art Sammelbegriff fungiert. Beard interpretierte ein ganzes Ensemble von vagen und unspezifischen Beschwerden, über die die Patienten, die in seine Praxis kamen, vermehrt klagten, als variablen Ausdruck ein- und derselben untergründigen Krankheitseinheit, die er im menschlichen Nervensystem lokalisierte. Unter diesen Beschwerden befanden sich Angst- und chronische Erschöpfungszustände, eine aus der tatsächlichen Arbeitsbelastung kaum zu erklärende Müdigkeit, Herzflattern und Schwindel, hypochondrische Ängste, Magen- und Darmbeschwerden, Impotenz und Schlaflosigkeit.¹³

Der Medizinhistoriker Volker Roelcke hat darauf hingewiesen, dass Beard die Neurasthenie nicht auf symptomatologische Weise definierte – also über ein Bündel von Symptomen, die alle Patienten in gleichem Maße aufweisen –, sondern pathogenetisch, das heißt vermittelt einer prozessualen Beschreibung des Krankheitsverlaufs. Diese Verfahrensweise ermöglichte es Beard nicht nur, die verschiedenartigen Beschwerden seiner Patienten unter einem neuen Namen zu bündeln, sondern sie erweiterte auch den Radius seiner diagnostischen Überlegungen. So erkannte Beard eine wesentliche Ursache für die Entstehung und rasche Ausbreitung der Neurasthenie in der modernen Zivilisation. Vereinfacht gesagt, ging er davon aus, dass die moderne Gesellschaft Veränderungen in den Lebensbedingungen zeitige, die zu einer Störung im Energiehaushalt der Einzelnen führen können. Der Mehrbedarf an Energie, der mit den neuen Anforderungsprofilen einhergeht, so Beard, ließe sich nur dadurch decken, dass diese Energien an anderer Stelle abgezogen werden, wodurch das Gefühl der Erschöpfung und die oben genannten Beschwerden verursacht würden.¹⁴

10 Volker Roelcke: *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914)*, Frankfurt a.M./New York 1999, S. 112–121.

11 George M. Beard: *A Practical Treatise on Nervous Exhaustion (Neurasthenia)*, New York 1880.

12 Vgl. exemplarisch Roelcke: *Krankheit und Kulturkritik* (Anm. 10), S. 112–121.

13 Vgl. Roelcke: *Krankheit und Kulturkritik* (Anm. 10), S. 113; Radkau: *Zeitalter der Nervosität* (Anm. 2), S. 13.

14 Vgl. Roelcke: *Krankheit und Kulturkritik* (Anm. 10), S. 112–121.

Beards Arbeit entsprach damit dem physiologischen Wissen seiner Zeit. Bereits im späten 18. Jahrhundert hatte das Nervensystem den Blutkreislauf als zentrale Instanz der menschlichen Physiologie abgelöst. Die Nerven avancierten zum Sitz der Lebenskraft und die Auffassung, dass das Wesen des Lebendigen in seiner Reizbarkeit bestehe, war weit verbreitet. Zusätzlich befeuert wurde der Aufstieg der Nerven durch die Entdeckung der Elektrizität. Sie legte es nahe, das Nervensystem als eine elektrische Maschine zu konzipieren, als ein komplexes System von elektrischen Strömen und Impulsen, Speichervorrichtungen und Leitungsbahnen. Die medizingeschichtliche Forschung hat überzeugend dargelegt, dass die maschinelle Konzeption des Nervensystems die entscheidende Voraussetzung dafür war, das neue Krankheitsbild der Neurasthenie überhaupt zu denken.¹⁵ »Diese ›elektrifizierende‹ Interpretation des Nervensystems im medizinischen Diskurs korrespondierte mit einer Konjunktur der Elektrizität als Deutungsmodell auch für Erfahrungen der Alltagswelt.«¹⁶ Die Elektrizität bildete die metaphorische und konzeptuelle Matrix für den Nervendiskurs, der seinerseits die Voraussetzungen bildete für die Erfolgsgeschichte der Begriffe Nervosität und Neurasthenie.

Die – semantisch hochgradig überdeterminierte – Rede von den ›Nerven‹ nahm in der Alltagssprache des späten 19. Jahrhunderts einen festen Platz ein. Die ›Nerven‹ wurden zu einem sprachlichen Passepartout, einer Chiffre, deren genuine Leistung darin bestand, eine ganze Bandbreite von (negativ gearteten) affektiven Zuständen zum Ausdruck bringen zu können, ohne diese näher spezifizieren zu müssen. Der Ausspruch ›Ich habe Nerven‹ war im 19. Jahrhundert ebenso oft zu hören wie heute die Aussage ›Ich habe Stress‹. Die Leichtigkeit, mit der sich diese Ausdrucksweisen innerhalb kürzester Zeit in der Alltagssprache etablieren konnten, kann als Indiz dafür gelten, dass sich in ihnen bestimmte historische Erfahrungen artikulieren. Folgt man der Historischen Semantik darin, dass sich anhand des sprachlichen Wandels auch gesellschaftliche Wandlungsprozesse erschließen lassen, dann lässt sich an der lexikalischen Ausbreitung dieser Modewörter ein Stück weit auch die Grundstimmung einer ganzen Gesellschaft ablesen, die sich als nervös bzw. gestresst erfährt. Diese Einsicht bildet den Grundgedanken, den Joachim Radkau in seinem *Zeitalter der Nervosität* formuliert: »Nervosität als Krankheit und Kulturzustand, als individuelle Erfahrung und nationales Befinden: Diese verschiedenen Nervositäten werden [...] über historische Prozesse zur Nervosität der Zeit.«¹⁷

Nach 1914 erlebte die Neurasthenie – und mit ihr die Rede von den Nerven und der Nervosität – einen raschen Niedergang und verschwand beinahe genauso schnell aus der öffentlichen Wahrnehmung, wie sie sich in den 1880er Jahren verbreitet hatte. Als wichtigste Gründe für dieses Verschwinden lassen sich kursorisch der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und der Aufstieg der Psychoanalyse nennen. Während jener die Aufmerksamkeit auf andere Dinge lenkte und keinen Platz mehr ließ für die Idiosynkrasien der nervös gestimmten Naturen (man denke an das Ende von Thomas Manns *Zauberberg*), führte diese zu einer Abkehr von dem alten physiologischen Grundsatz, dass jede Krankheit auf eine somatische Ursache zurückzuführen und jedes Leiden irgendwo im Körper zu lokalisieren sei.

Auch wenn die Diagnose ›Neurasthenie‹ heute kaum noch gestellt wird, so hat sie dennoch ihre Zeit überdauert: im ICD-10 – dem weltweit wichtigsten Diagnoseklassifikationssystem – findet sie sich noch heute, wo sie unter der Rubrik ›Andere neurotische Störungen‹ gelistet wird.¹⁸

15 Ebd., S. 110 und 112.

16 Ebd., S. 111.

17 Radkau: *Zeitalter der Nervosität* (Anm. 2), S. 13.

18 Der ICD-10 ist online verfügbar; vgl. www.dimdi.de/static/de/klasi/icd-10-gm/, zuletzt aktualisiert am 24.09.2010.

Superhelden der Erwerbstätigkeit

Burnout – dieses fluide Phänomen, von dem sich immer mehr Menschen betroffen fühlen, das seitensweise die Feuilletons füllt, eine Flut von Ratgeberliteratur ausgelöst hat und von Medizinern und Psychologen aufgrund seiner mangelnden Spezifik zunehmend kritisch betrachtet wird, gehört zu den großen Modethemen des neuen Jahrtausends. Ulrich Bröckling spricht von einem »Diskursereignis von geradezu epidemischen Ausmaßen«¹⁹. Es geht um Vieles, wenn von »Burnout« die Rede ist: um ausgepowerte Arbeitnehmer, überforderte Schüler und erschöpfte Hausfrauen, um Unzufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation, tiefgreifende Erschöpfung und schlechte »Work-Live-Balance«, um die Unfähigkeit, Nein zu sagen, und die Notwendigkeit, sich zu entspannen. Wo das Wort »Burnout« fällt, da sind die Begriffe »Arbeit« und »Erschöpfung« nicht fern. Sie bilden den Dreiklang zu dem *basso continuo* der Klage über die hypertrophen Anforderungen, die die spätkapitalistische Arbeitswelt an uns stellt.

Angesichts der Vielzahl der Betroffenen mag es verwundern, dass der Burnout – zumindest bislang – noch keinen Eingang in das medizinische Klassifikationssystem gefunden hat. Im ICD-10 wird er nur als Nebendiagnose unter der Diagnosegruppe »Probleme mit Bezug auf die Lebensbewältigung« erfasst, da er die Mindestanforderungen, die aus medizinischer Sicht an ein Syndrom gestellt werden – nämlich die spezifische, von anderen Syndromen abgrenzbare Definition –, nicht erfüllt.²⁰ Im symptomatischen Zentrum von »Burnout« steht ein ausgeprägtes Gefühl der Erschöpfung, das begleitet wird von »Unruhe und Anspannung (*distress*), einem Gefühl verringerter Effektivität, gesunkener Motivation und der Entwicklung dysfunktionaler Einstellungen und Verhaltensweisen«²¹. Parallel dazu zeigen sich psychosomatische Symptome wie Schlafstörungen und Müdigkeit, ein geschwächtes Immunsystem, Kreislaufbeschwerden, Impotenz, Verspannungen, Kopfschmerzen und Verdauungsbeschwerden.²²

Anders als »Neurasthenie« folgt der Ausdruck »Burnout« nicht den medizinischen Wortbildungsprinzipien. Im Gegenteil: bei dem Wort »Burnout« handelt es sich um einen metaphorischen Ausdruck, um ein sprachliches Bild, das drastische Assoziationen weckt – wie etwa die eines ausgebrannten Autos, das gegen eine Wand gefahren wurde, oder der an ihr Ende gekommenen und schlussendlich ausgebrannten Brennstäbe in einem Kernreaktor. In jedem Fall ist Burnout ein Ausdruck, der eine Geschichte von ihrem Ende her erzählt. Während das Moment des Brennens durchaus noch positiv besetzt ist – man interessiert sich brennend für etwas oder man brennt vor Begeisterung – figuriert das Moment des Ausgebranntseins einen endgültigen Zustand.²³

Die Wortgeschichte des Burnouts kann man 1961 mit der Veröffentlichung des Romans *A Burnt-Out Case* des britischen Autors Graham Greene beginnen lassen. Das Partizip *Burnt-Out* bezeichnet hier die emotionale Verfasstheit einer Person – die Hauptfigur des Romans ist ein ebenso erfolgreicher wie desillusionierter Architekt, der irgendwann seinen Beruf aufgibt und in den Kongo auswandert.

1974, ein gutes Jahrzehnt später, erscheint unter dem Titel *Staff Burn-Out* ein Aufsatz des New Yorker Psychoanalytikers Herbert Freudenberger, in dem es um arbeitsbedingte Erschöpfungszustände geht.²⁴ In den 1970er Jahren beginnt sich die substantivische Verwendung des Ausdrucks *burnout* – wahlweise mit oder ohne Bindestrich geschrieben – in den USA zu etablieren, wo sie vor allem im Zusammenhang

19 Ulrich Bröckling: »Der Mensch als Akku, die Welt als Hamsterrad. Metaphern im Burnout-Diskurs«, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*, 67 (2013) 5, S. 400–411, hier S. 400.

20 Vgl. hierzu www.dimdi.de/static/de/klasi/diagnosen/icd10/htmlgm2011/block-z70-z76.htm; zuletzt aktualisiert am 24.09.2010 sowie Patrick Kury: *Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout*, Frankfurt a.M./New York 2012, S. 270–275.

21 Dirk Enzmann/Wilmar Schaufeli: *The Burnout Companion to Study & Practice*, London 1998, S. 36; in der deutschen Übersetzung zitiert nach Matthias Burisch: *Das Burnout-Syndrom. Theorie der inneren Erschöpfung*, Berlin/Heidelberg 2010, S. 19.

22 Vgl. Burisch: *Das Burnout-Syndrom* (Anm. 21), S. 26 und 34.

23 Vgl. Andreas Hillert/Michael Marwitz: *Die Burnout-Epidemie oder brennt die Leistungsgesellschaft aus?*, München 2006, S. 32.

24 Herbert Freudenberger: »Staff Burn-Out«, in: *Journal of Social Issues* (1974) 30, S. 159–164.

mit der damals öffentlich breit diskutierten Überbelastung in den Pflegeberufen verwendet wird. Der typische Burnout-Patient war hier ein unterbezahlter Krankenpfleger, der sich aufopferungsvoll und idealistisch seinem Beruf hingibt und sich darüber selbst vergisst. Im deutschsprachigen Raum etablierte sich der Burnout-Begriff erst relativ spät. In den 1990er Jahren hielt er Einzug in die öffentliche Diskussion über Belastungen am Arbeitsplatz. Im Fokus der hierzulande geführten Diskussion standen jedoch nicht die Betroffenen in den sogenannten ›helfenden Berufen‹ (Kranken- und Altenpfleger, Polizisten, Feuerwehrmänner etc.), sondern vor allem Führungskräfte in der freien Wirtschaft. Die vor den überbordenden Leistungsanforderungen kapitulierenden ›Macher‹ und ›Entscheider‹ liefen den überforderten ›Altruisten‹ innerhalb kürzester Zeit den Rang ab. Dieses Bild hat sich mittlerweile gewandelt – prinzipiell jeder kann heute von Burnout betroffen sein. Ulrich Bröckling spricht in diesem Zusammenhang von einem Demokratisierungsprozess: im Zuge der erhöhten medialen Aufmerksamkeit, die vor allem für die Jahre 2010 und 2011 zu verzeichnen ist, ist Burnout zu einem »Jedermannsleiden«²⁵ geworden, wie er treffend und scharf formuliert.²⁶

Eine verbindliche und allgemein anerkannte Definition von ›Burnout‹ sucht man bis heute vergeblich. Diese Leerstelle wird jedoch gefüllt durch ein bestimmtes Narrativ, das sich einer stetig wachsenden Beliebtheit erfreut und die terminologische Unbestimmtheit leicht vergessen macht. Protagonist dieser Erzählung ist jemand, der hohe Ansprüche an sich selbst stellt, brennend in seinem Beruf aufgeht und sich vor Engagement verzehrt, um irgendwann einen Punkt zu erreichen, an dem die Flamme erlischt und einem – freilich für alle nachvollziehbaren – Gefühl der Überforderung und totalen Erschöpfung weicht; gleichsam ein Superheld der Erwerbstätigkeit, der nicht weniger als seine persönliche Gesundheit am Altar der Leistungsgesellschaft als Opfer darbringt. Mit diesem Narrativ verbindet sich eine spezifische Ikonographie. Das alte Motiv des gebeugten Menschen, der seinen gesenkten Kopf in die Hand stützt, den Blick nach unten richtet oder seine Augen geschlossen hält, findet sich auf zahlreichen Buchumschlägen der Ratgeberliteratur und ist medialen Berichten zum Thema häufig nebenan gestellt. Der erschöpfte Mensch trägt dabei heute in aller Regel ein Business-Outfit – Hemd, Krawatte, Kostüm, nicht selten auch eine Brille – und sitzt vor seinem übervollen Schreibtisch am Computer.

Das Reden über Burnout steht niemals isoliert; es fügt sich ein in einen viel älteren Diskurs, in dessen Zentrum der Begriff ›Stress‹ steht. Patrick Kury – Autor einer *Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout* – hat zu Recht daran erinnert, dass Stress selbst keine Krankheit ist, sondern *Ursache* von Erkrankungen.²⁷ Kury argumentiert, dass der Ausdruck ›Stress‹ im zeitgenössischen Diskurs die Funktion eines ätiologischen Generalschlüssels eingenommen hat, »mit dem der Forderung nach gesundheits- und sozialpolitischen Maßnahmen Geltungskraft verliehen werden kann«²⁸. In diese ätiologische Passform hat sich das Krankheitskonzept Burnout so gut eingeschmiegt, dass die Ränder zu verschmelzen scheinen und Stress und Burnout – zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung – nicht selten als ein einziger Phänomenkomplex erscheinen.

Die Karriere, die der Begriff Stress in den vergangenen siebzig Jahren zurückgelegt hat, seit der Mediziner Hans Selye, der als Gründervater der modernen Stressforschung gilt, den Begriff 1936 bekannt machte, ist beachtlich. Mehrmals hat der Begriff ›Stress‹ seinen Anwendungsbereich gewechselt und die Grenze zwischen den Disziplinen überschritten: abgeleitet von dem lateinischen Verb *stringere*, das ›anspannen‹ bedeutet, diffundierte er von der physikalischen Materialkunde über die Biologie, Medizin und Psychologie bis in die Alltagssprache hinein. Zentral für Selyes somatisches Stresskonzept ist die

25 Bröckling: *Der Mensch als Akku* (Anm. 19), S. 401.

26 Vgl. zur Wort- und Sachgeschichte von Burnout Burisch: *Das Burnout-Syndrom* (Anm. 21), S. 5–7; Hiller / Marwitz: *Die Burnout Epidemie* (Anm. 23), S. 31–38; Bröckling: *Der Mensch als Akku* (Anm. 19), S. 401; Kury: *Der überforderte Mensch* (Anm. 20), S. 275–278.

27 Kury: *Der überforderte Mensch* (Anm. 20), hier S. 296.

28 Ebd., S. 270.

Vorstellung einer dynamischen Anpassung an äußere Reize; Stress bezeichnet bei ihm eine »unspezifische Reaktion des Körpers auf jede Anforderung, die an ihn gestellt wird«²⁹. In der aufkommenden Leistungsgesellschaft wurde diese biologische Anpassungsfähigkeit ab den 1960er Jahren zunehmend lebensweltlich interpretiert: Stress zu haben ist einerseits ein Ausdruck für die individuelle Flexibilität, Mobilität und Leistungsbereitschaft – wer keinen Stress hat, macht sich beinahe verdächtig. Andererseits ist Stress zum omnipotenten Ausdruck einer irgendwie negativ gearteten Befindlichkeit geworden. Relativ weit entfernt von dem, was Selye mit seiner strikt somatischen Auffassung im Blick hatte, findet ›Stress‹ in unserer Alltagssprache weniger Anwendung als exakter Begriff, sondern als ein Bündel von metaphorischen und konzeptuellen Bedeutungen, das – ähnlich wie die Rede von den ›Nerven‹ im 19. Jahrhundert – in der Lage ist, eine ganze Bandbreite von Befindlichkeiten zum Ausdruck zu bringen.

Dieser Beitrag ist im Rahmen der Vorarbeiten zu meiner Dissertation entstanden, die den Arbeitstitel trägt *Formen der Erschöpfung in der Moderne. Eine vergleichende Untersuchung der Kulturphänomene Neurasthenie (um 1900) und Burnout (um 2000)*.

Meine Dissertation zielt darauf ab, die Phänomenkomplexe, die sich einerseits um die Begriffe ›Stress‹ und ›Burnout‹ und andererseits um die Begriffe ›Nervosität‹ und ›Neurasthenie‹ gruppieren, als Formen einer spezifisch modernen Erschöpfung einander gegenüberzustellen und sie einer vergleichenden historischen Analyse zu unterziehen. Gefragt wird zum einen nach dem Zusammenhang zwischen der tatsächlichen individuellen Leidenserfahrung und der kulturellen Produktion von Krankheit und zum anderen nach dem Verhältnis, in dem die jeweiligen Krankheitsdiskurse zur kulturellen, sozialen und politischen Gesamtsituation stehen. In einem ersten Schritt sollen die Phänomenkomplexe Nervosität/Neurasthenie und Stress/Burnout systematisch auf ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin befragt werden. Anhand dieses Vergleiches soll erarbeitet werden, inwiefern sich das historische Selbstverständnis einer Gesellschaft bzw. Epoche in ihren Pathologien reflektiert. Der diachrone Vergleich und die historische Perspektivierung eröffnen die Möglichkeit, heute gängige Interpretationsmuster kritisch zu hinterfragen und gegenwärtigen Entwicklungen so ihre Selbstverständlichkeit zu nehmen. Das Projekt versteht sich somit insgesamt als ein Beitrag zur Untersuchung der Korrelationen von gesellschaftlicher Selbstwahrnehmung, sozialer Psychopathologie und dem beschleunigten technischen Wandel innerhalb der Moderne; es verortet sich an einer Schnittstelle zwischen Kultur- und Sozialgeschichte, Literaturwissenschaft und Medizingeschichte.

29 Hans Selye: *Stress*, Reinbek 1977, S. 38.

»Krise« und »Pathogenese« in Reinhart Kosellecks Diagnose über die moderne Welt

Gennaro Imbriano

Vorwort

Das Thema der Entstehung der modernen Welt steht im Zentrum des Interesses Reinhart Kosellecks, sowohl in Bezug auf die historische Semantik der politischen Begriffe, als auch bezüglich der sozialen Veränderungen der gesellschaftlichen Strukturen.¹ Kosellecks Begriffsgeschichte geht es darum, den »Umwandlungsprozess zur Moderne« zu zeigen, wie er sich in der Verwendung der politischen Sprache ereignet.² Mit der Theorie historischer Zeiten entwickelt Koselleck eine eigene Theorie der Entstehung der Neuzeit, die die Absicht hat, die spezifischen und charakteristischen Merkmale der modernen Welt und ihrer Zeitlichkeit durch die Darstellung der Beziehung zwischen den Erfahrungsräumen und den Erwartungen zu beschreiben.³ In seiner Doktorarbeit hat Koselleck die Diagnose über den Beginn der modernen Welt auf die Beziehung zwischen aufklärerischer Kritik und politischer Krise zurückgeführt;⁴ 1959 wurde die Doktorarbeit verbessert und veröffentlicht. Nun wird die Genese der modernen Welt zur »Pathogenese der bürgerlichen Welt«, also vor allem im Sinne einer Krankheit verstanden: die Krise der Moderne entspricht also einer Pathologie.⁵ Der Horizont des strukturellen Verhältnisses zwischen der Neuzeit und der Krise bleibt auch in den folgenden Schriften das Thema Kosellecks, wenn er sich mit der

1 Siehe etwa Reinhart Koselleck: »Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit«, in: Hans Baron u.a. (Hg.): *Epirrhosis. Festgabe für Carl Schmitt*, Bd. 2, Berlin 1968, S. 549–566 (jetzt in: Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1979, S. 17–37); Reinhart Koselleck: »Neuzeit«. Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe«, in: ders. (Hg.): *Studien zum Beginn der modernen Welt*, Stuttgart 1977, S. 264–299 (jetzt in: Koselleck: *Vergangene Zukunft*, S. 300–348); Reinhart Koselleck: »Wie neu ist die Neuzeit?«, in: *Historische Zeitschrift* 251 (1990), S. 539–552 (jetzt in: Reinhart Koselleck: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a.M. 2000, S. 225–239).

2 Reinhart Koselleck: »Einleitung«, in: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, 8 Bd., Klett / Cotta 1972–1992, Bd. 1 (1972), S. XIII–XXVIII, hier S. XIX. Über die Geschichtliche Grundbegriffe siehe: Christof Dipper: »Die ›Geschichtlichen Grundbegriffe‹. Von der Begriffsgeschichte zur Theorie der historischen Zeiten«, in: *Historische Zeitschrift* 270 (2000), S. 281–316 (jetzt in: Hans Joas / Peter Vogt [Hg.]: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin 2011, S. 288–316); Melvin Richter: »Reconstructing the History of Political Languages: Pocock, Skinner and the Geschichtliche Grundbegriffe«, in: *History and Theory* 29 (1990) 1, S. 38–70.

3 Reinhart Koselleck: »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien«, in: Ulrich Engelhardt / Volker Sellin / Horst Stuke (Hg.): *Soziale Bewegung und politische Verfassung. Beiträge zur Geschichte der modernen Welt*, Stuttgart 1976, S. 13–33 (jetzt in: Koselleck: *Vergangene Zukunft* [Anm. 1], S. 348–375).

4 Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Untersuchung der politischen Funktion des dualistischen Weltbildes*, Diss. Phil. Fakultät, Universität Heidelberg 20.11.1954 (Maschinenschrift).

5 Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Freiburg / München 1959.

historischen Zeitlichkeit beschäftigt.⁶ Das Ziel dieses Aufsatzes besteht darin, diese Beziehung zu rekonstruieren, und zwar darzustellen, wie Koselleck den auf den semantischen Raum der Krankheit und der Pathologie verweisenden Krisenbegriff als diagnostische und prognostische Kategorie verwendet, um die spezifische Natur der historischen Wandlung zur modernen Welt festzulegen.⁷

Kritik und Krise

Die Hauptthese von *Kritik und Krise* lautet, dass die moderne politische Krise (d.h. für ihn vor allem die Französische Revolution) als Bürgerkrieg ein Erfolg der utopischen Geschichtsphilosophie, d.h. einer säkularisierten Form der Theologie ist. ›Kritik‹ und ›Krise‹ sind die Begriffe, durch die Koselleck diese Patho-Genese in drei Passagen beschreibt:

1. Die Entstehung des modernen Staates und die Entwicklung des *ius publicum europaeum* als Ende der religiösen Bürgerkriege;⁸
2. Der Erfolg des Absolutismus als politischer Raum, der die Entwicklung der Kritik der Aufklärung im Geheimnis der privaten Sphäre zulässt;⁹
3. Die Darstellung des Ausbruches der politischen Krise als Konflikt zwischen Politik und Moral, Staat und Gesellschaft, fortschrittlicher Geschichtsphilosophie und Geschichte.¹⁰ Der absolutistische Staat konstituierte sich als »spezifische Antwort« auf den »religiösen Bürgerkrieg«,¹¹ indem er den öffentlichen Raum von der Religion absetzte und sich als einzigen Inhaber der Herrschaft stellte. Das Gewissen zog sich in eine private Dimension zurück: »Der Mensch im Geheimen ist frei; nur im Geheimen ist der Mensch Mensch. Der Mensch als Bürger ist dem Souverän unterworfen; nur als

-
- 6 Reinhart Koselleck: »Krise I«, in: Joachim Ritter / Karlfried Gründer (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, 12 Bd., Basel / Stuttgart 1971–2007, Bd. 4 (1976), S. 1235–1240; Reinhart Koselleck, »Krise«: in: Brunner u. a.: *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 2), Bd. 3 (1982), S. 617–650; Reinhart Koselleck: »Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ›Krise‹«, in: Krzysztof Michalski (Hg.): *Über die Krise. Castelgandolfo-Gespräche 1985*, Stuttgart 1986, S. 64–76 (jetzt in Reinhart Koselleck: *Begriffsgeschichten: Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt a.M. 2006, S. 203–217).
- 7 Zu Kosellecks Theorie historischer Zeiten vgl. Helge Jordheim: »Against Periodization: Koselleck's Theory of multiple Temporalities«, in: *History and Theory* 51 (2012), S. 151–171; Jan Marco Sawilla: »Geschichte und Geschichten zwischen Providenz und Machbarkeit. Überlegungen zu Reinhart Kosellecks Semantik historischer Zeiten«, in: Joas / Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte* (Anm. 2), S. 387–422. Für eine Einführung zum Werk Kosellecks: Niklas Olsen: *History in the Plural. An Introduction to the Work of Reinhart Koselleck*, New York / Oxford 2012.
- 8 Koselleck: *Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt* (Anm. 5), S. 11–40. Es geht um eine aus Carl Schmitts Theorie des Nomos entlehene These. Siehe Carl Schmitt: *Der Nomos der Erde*, Köln 1950.
- 9 Koselleck: *Kritik und Krise* (Anm. 5), S. 41–104. Auch in diesem Fall gibt es ein schmittianisches Erbe. Siehe Carl Schmitt: *Der Leviathan in der Staatslehre Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines Politischen Symbols*, Hamburg 1938. Koselleck hat oft auf seine intellektuelle Bindung an Schmitt Bezug genommen. Siehe z.B. Reinhart Koselleck: »Formen der Bürgerlichkeit. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Manfred Hettling und Bernd Ulrich«, in: *Mittelweg* 36 (2003) 2, S. 62–82, hier S. 74–76; Reinhart Koselleck: »Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christof Dipper«, in: *Neue politische Literatur* 51 (1998), S. 187–205, hier S. 187; Reinhart Koselleck: »Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe«, in: Harald Weinrich (Hg.): *Positionen der Negativität. Poetik und Hermeneutik*, Bd. 6, München 1975, S. 65–104 (jetzt in: Koselleck: *Vergangene Zukunft* [Anm. 1], S. 211–259, hier S. 258–259). Über die Beziehung Koselleck-Schmitt siehe: Niklas Olsen: »Carl Schmitt, Reinhart Koselleck and the foundations of history and politics«, in: *History of European Ideas* 37 (2011), S. 197–208; Reinhard Mehring: »Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt«, in: Joas / Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte* (Anm. 2), S. 138–168; Timo Pankakoski: »Conflict, Context, Concreteness: Koselleck and Schmitt on Concepts«, in: *Political Theory* 38 (2010), S. 749–779; Jan Friedrich Missfelder: »Die Gegenkraft und ihre Geschichte. Carl Schmitt, Reinhart Koselleck und der Bürgerkrieg«, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 58 (2006), S. 310–336; Reinhard Mehring: »Begriffssoziologie, Begriffsgeschichte, Begriffspolitik. Zur Form der Ideengeschichtsschreibung nach Carl Schmitt und Reinhart Koselleck«, in: Harald Bluhm / Jürgen Gebhardt (Hg.): *Politische Ideengeschichte im 20. Jahrhundert. Konzepte und Kritik*, Baden-Baden 2006, S. 31–50.
- 10 Koselleck: *Kritik und Krise* (Anm. 5), S. 105–157. Hier spielt die löwithianische Theorie der Säkularisierung (Karl Löwith: *Meaning in History*, Chicago 1949) eine Rolle. Koselleck beschäftigte sich mit der von Hanno Kesting herausgegebenen Übersetzung der letzten vier Kapitel (Karl Löwith: *Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie*, Stuttgart 1953). Darüber siehe Koselleck: »Formen der Bürgerlichkeit« (Anm. 9), S. 77; Reinhart Koselleck: »Dankrede am 23. November 2004«, in: Stefan Weinfurter (Hg.): *Reinhart Koselleck (1923–2006). Reden zum 50. Jahrestag seiner Promotion in Heidelberg*, Heidelberg 2006, S. 33–60, hier S. 45. Über die Wichtigkeit der Theorie Löwiths für *Kritik und Krise*, siehe: Hans Joas: »Die Kontingenz der Säkularisierung. Überlegungen zum Problem der Säkularisierung im Werk Reinhart Kosellecks«, in: Joas / Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte* (Anm. 2), S. 319–338, hier S. 327–329.
- 11 Koselleck: *Kritik und Krise* (Anm. 5), S. 13.

Untertan ist der Mensch Bürger«. ¹² Trotzdem ist genau diese Spaltung, die scheinbar eine sichere Stellung für den Absolutismus darstellt, der »Einsatzpunkt der Aufklärung«. ¹³ Sie arbeitet nämlich an »der Verweltlichung der Moral«, d.h. an der Gründung einer neuen natürlichen Moral, die jetzt fordert, als öffentliche – nicht mehr private – Moral zu gelten. ¹⁴ Die »Kritik« ist die Voraussetzung der »Krise«. Die Aufklärer verurteilen die Politik, die als reine Beschränkung der Freiheit betrachtet wird, indem sie die Welt in dualistische Oppositionen spalten: Die Aufklärer stellen das Gute, das Wahre und das Recht, der Herrschaft, dem Staat und dem Souverän gegenüber. Die Kritik, die sich als moralisch gesetzt hatte, zielt auf die Krise der politischen Ordnung (mit anderen Worten: es geht um eine *politische Kritik*), obwohl sie sich als unpolitisch ausgibt: »Das dualistische Weltbild steht somit im Dienst und ist Funktion der politischen Kritik«. ¹⁵ Die fortschrittliche Geschichtsphilosophie, die die Legitimität der Moral und ihren Sieg über den Souverän sichert, trägt zur Entwicklung der Krise bei. Sie bleibt am Anfang »verborgen«, wird aber später »manifest«. ¹⁶ Je mehr die Krise verborgen ist, desto mehr verschärft sich die Kritik: »Verdeckung und Verschärfung sind ein und derselbe Vorgang. Seine Einheit ist in der Geschichtsphilosophie der präsumptiven Elite beschlossen«. ¹⁷ In der Dialektik der Verdeckung und Verschärfung besteht die Krise: »Die politische Prognose der Revolution und ihre geschichtsphilosophische Verdeckung sind zwei Aspekte desselben Phänomens: der Krise«. ¹⁸ Die Geschichtsphilosophie der Aufklärung kann den Krisenbegriff nicht erfassen, weil der europäische Bürgerkrieg immer als »Revolution« im Sinne eines fortschrittlichen Prozesses betrachtet wird. ¹⁹ In der Geschichtsphilosophie gibt es keinen Raum für eine Theorie der Krise: »Das Jahrhundert der Kritik und des moralischen Fortschritts hat die »Krise« als zentralen Begriff nicht gekannt. [...] Die Kündler des Fortschritts, befangen im politischen Selbstverständnis einer indirekten Gewaltnahme, konnten [...] das Phänomen der Krise als solches nicht in den Blick bekommen«, denn jede Krise entzieht sich »der Planung, rationaler Steuerung, die von der Fortschrittsgläubigkeit getragen ist«. ²⁰ Gegen dieses gesüßte und idyllische Bild einer fortschrittlichen Entwicklung geht es Koselleck darum, die moderne Krise als eine Krankheit, d.h. als einen organischen Verfall zu beschreiben. Mit der Metapher der Pathogenese, die Koselleck der medizinischen Anthropologie Viktor von Weizsäckers

12 Ebd., S. 30.

13 Ebd.

14 Ebd., S. 31.

15 Ebd., S. 84.

16 Ebd., S. 86.

17 Ebd., S. 105.

18 Ebd., S. 114–115.

19 Dass die europäische Geschichte von einem permanenten Bürgerkrieg bestimmt ist, war eine Überzeugung Carl Schmitts. Siehe z.B.: Carl Schmitt: »Die Einheit der Welt«, in: *Merkur* VI (1952) 1, S. 1–11; Ders.: »Die geschichtliche Struktur des heutigen Weltgegensatz von Ost und West. Bemerkungen zu Ernst Jüngers Schrift *Der gordische Knoten*«, in: Armin Mohler (Hg.): *Freundschaftliche Begegnungen. Festschrift für Ernst Jünger zum 60. Geburtstag*, Frankfurt a.M. 1955, S. 135–167; Carl Schmitt: »El orden del mundo después de la Segunda Guerra mundial«, in: *Revista de Estudios Políticos* 122 (1962), S. 19–36, dt. Übers. von Günter Maschke: »Der Ordnung der Welt nach dem Zweiten Weltkrieg. Vortrag von 1962«, in: Carl Schmitt: *Staat, Großraum, Nomos*, Berlin 1995, S. 592–618. Dem noch unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Schmitt und Koselleck kann man nicht nur entnehmen, dass die Gespräche mit Schmitt wesentlich waren, damit Koselleck seine Doktorarbeit schrieb (was auch in der Widmung von *Kritik und Krise* bestätigt ist. Vgl. Koselleck: *Kritik und Krise* [Anm. 5], S. VII), sondern auch, dass genau der schmittianische Begriff von Bürgerkrieg für Koselleck besonders wichtig war, um die Struktur der europäischen Geschichte zu erfassen (*Nachlass Carl Schmitt*, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, RW 265, Nr. 8130–8183, hier Nr. 8131: Koselleck an Schmitt, 20.01.1953). Das Thema war im schmittianischen Milieu der fünfziger Jahre in Mode. Nicolaus Sombart erzählt, dass er, Hanno Kesting und Koselleck die Absicht hatten, eine Zeitschrift zu gründen, welche *Zeitschrift für Weltbürgerkrieg und Raumordnung* heißen sollte (siehe Nicolaus Sombart: *Rendezvous mit dem Weltgeist. Heidelberger Reminiszenzen 1945–1951*, Frankfurt a.M. 2000, S. 268–276). Mit dem Thema der Beziehung zwischen Bürgerkrieg und Krise hatten sich auch Kesting und Sombart in den 1950er Jahren beschäftigt (Hanno Kesting: *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg. Deutungen der Geschichte von der Französischen Revolution bis zum Ost-West-Konflikt*, Heidelberg 1959; Nicolaus Sombart schrieb 1950 seine Dissertation über *Die geistesgeschichtliche Bedeutung des Grafen Henri de Saint-Simon. Ein Beitrag zu einer Monographie des Krisenbegriffs* und 1965 veröffentlichte er sein Buch über *Krise und Planung. Studien zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Selbstverständnisses in der globalen Ära*, Wien/Frankfurt a.M./Zürich 1965). Einen Überblick über den historischen Kontext, in dem sich die persönliche und intellektuelle Beziehung zwischen Schmitt und Koselleck innerhalb der schmittianischen Kreise der Nachkriegszeit entwickelte, gibt Dirk van Laak: *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik*, Berlin 1933, S. 31, 65, 104, 186–192, 224–226, 266–276.

20 Koselleck: *Kritik und Krise* (Anm. 5), S. 134.

entlehnt,²¹ beschreibt er den Beginn der bürgerlichen Welt als Entstehung einer Krankheit, welche der von der utopischen Geschichtsphilosophie bewirkten Krise entspricht. Die historische Analyse besteht also in der Beschreibung der Entwicklung der Krankheit innerhalb eines ursprünglich gesunden Organismus. Der Historiker spielt sich als Arzt auf: Objekt seiner Analyse sind gesellschaftliche Strukturprobleme, die aber als kranke Organismen betrachtet werden. Es geht erstens darum, eine Diagnose zu stellen, zweitens eine dieser Diagnose entsprechende Prognose zu liefern, schließlich eine Therapie zu verschreiben.

Konservative Krisentheorie

Die begriffliche Übertragung von medizinisch-biologischen Begriffen in die Geschichte bestimmt auch das analytische Instrumentarium, das so nicht einfach neutrales Mittel oder rein heuristisch-metaphorische Beschreibung der Wirklichkeit bleibt: es geht vielmehr um eine Konstellation von Begriffen und Theorien, die eine aktive Rolle in der hermeneutischen Interpretation der Moderne vorschlagen, deren Voraussetzungen erklärt und entwickelt werden sollen. Eine dieser Voraussetzungen ist der Vergleich zwischen dem Leib oder dem Organismus und der Gesellschaft oder dem Staat: soziale und politische Strukturen werden als Organismen betrachtet. Dieser Vergleich impliziert seinerseits epistemologische Probleme: Wenn man den Staat oder die Gesellschaft als Entitäten beschreibt, die krank sind oder krankheitsanfällig sein können, dann wird damit zunächst eine Naturalisierung der politisch-sozialen Phänomene vorgenommen. Man muss aber auch sagen, dass Koselleck selbst 1973 den Sinn der Verwendung eines biologischen Begriffs in der Beschreibung der Entstehung der modernen Welt geklärt hat: es ging nicht um eine Naturalisierung der Geschichte, sondern einfach um eine Metapher, die aber keinen Biologismus impliziert. Koselleck schreibt, dass »der Untertitel einer Pathogenese unserer Moderne seine Evidenz nicht aus der biologischen Metaphorik bezieht, sondern aus dem Leiden, das zu diagnostizieren neue Kategorien fordert«²². Wenn man aber eine solche biologische Kategorie verwendet, bleibt das Risiko einer Naturalisierung hoch, auch wenn die Absichten Kosellecks in eine andere Richtung gingen²³.

Die Verwendung der Metaphern der Pathologie und Pathogenese in der Beschreibung der Moderne dient Koselleck dazu, die aufklärerische Geschichtsphilosophie, ihre utopische und optimistische Auffassung der Geschichte und die Gewissheit des linearen und unkritischen Fortschrittes zu kritisieren.

Für Koselleck ist die neue, mit dem Ende des Absolutismus beginnende Zeit kein abstrakter Träger des Fortschritts, sondern ein Feld von Konflikten zwischen politischen Parteien, die für ihn pathologisch sind. Die im Bürgerkrieg kulminierende Krise wird mit medizinischen Metaphern gefasst: es geht um den finalen Punkt einer Krankheit (der Krise als entscheidender Auseinandersetzung zwischen Leben und Tod) der historischen Welt. Die Geschichtsphilosophie hatte die Möglichkeit eines Verfalls, einer Krise, einer pathologischen Entwicklung ausgeschlossen, da die Dialektik der Geschichte eine verbesserte Zukunft sichern würde. Aus diesem Grunde stellen die Aufklärer die Entwicklung der Geschichte nicht mehr (wie

21 Als Koselleck eine Dankrede zum 50. Jahrestag seiner Promotion in Heidelberg am 23. November 2004 hielt, nahm er Bezug auf Viktor von Weizsäcker, »dessen spontanen und doch folgerichtig durchdachten Vorlesungen zur medizinischen, und das hieß für ihn immer zugleich zur sozialen Anthropologie, mich bewogen haben, die Metapher einer Pathogenese der bürgerlichen Welt als Untertitel der Druckauflage zu verwenden«. Koselleck: »Dankrede am 23. November 2004« (Anm. 10), S. 35.

22 Reinhart Koselleck: »Vorwort zur Taschenbuchausgabe« (1973), in: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Suhrkamp, Berlin 1973, S. IX-XI, hier XI.

23 Das ist wahrscheinlich der Grund, warum Schmitt selbst von dem Untertitel nicht überzeugt war (*Nachlass Carl Schmitt*, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, RWN 260-386: Schmitt an Koselleck, 09.06.1959). Obwohl Schmitt die Ursache seiner Zweifel nicht erklärt, kann man vermuten, dass er genau die Gefahr einer Naturalisierung der Geschichtsschreibung in der Verwendung biologischer Begriffe sah.

in der Antike) als natürliche Abfolge von Wachstum und Niedergang, sondern als unendlichen und progressiven Prozess dar. Die Geschichte wird ›de-naturalisiert‹, das Bild des Zyklus wird durch das Bild eines unbegrenzten Fortschrittes ersetzt. Koselleck selbst hat gezeigt, dass die Entwicklung des Fortschritts Glaubens zunächst zu einer »Denaturalisierung der Altersmetaphorik« führt: »Das zunehmende Alter der Welt verliert den biologisch-moralischen Sinn des Verfalls. Die Assoziation eines Niedergangs wird ausgeblendet und damit ein unendlicher Fortschritt erschlossen. Die langsam bewusst werdende Öffnung der Zukunft lässt sich geradezu messen am Wandel der Wachstumsmetaphern. [...] Der unendliche Progress erschloss sich eine Zukunft, die sich der naturalen Altersmetaphorik entzieht. Die Welt als Natur mag im Verlauf der Zeit altern, für die Menschheit insgesamt ist damit kein Niedergang mehr verbunden.«²⁴ Mit der Überzeugung einer offenen Zukunft verfällt jeder Hinweis auf die biologisch-naturale Metaphorik, und damit auch auf die Krankheit und die Pathologie: in den Prophetien der Geschichtsphilosophie wird jede Krise zum notwendigen Moment einer progressiven Dialektik, und zwar wird sie einfach als Durchgangsphase zum Besseren gesehen. Die Krise – als politischer Bürgerkrieg und als soziale Krankheit verstanden – ist für die Geschichtsphilosophie kein Thema. Kosellecks Verwendung der medizinischen Metaphern der Krise und der Pathogenese stellt sich also gegen die Überzeugung eines unendlichen und an der Zukunft orientierten Fortschritts. Es geht, mit anderen Worten, um eine Kritik am fortschrittlichen Bild der Moderne, deren Utopie das Bild der biologischen Dialektik zwischen Wachstum und Verfall entgegengestellt wird. Wenn die Rhetorik der Aufklärung und der Geschichtsphilosophie von de-naturalisierten Begriffen bestimmt wird, bildet sich die Gegen-Diagnose Kosellecks durch Begriffe, die quasi auf eine ›Re-Naturalisierung‹ der geschichtlichen Strukturen anspielen, indem die Entstehung einer gesellschaftlichen Formation als Pathogenese beschrieben wird. Die Übertragung der medizinischen Kategorien von Krise (d.h. der Krise als Krankheit) und Pathogenese bringt also nicht nur epistemologische, sondern auch politische Voraussetzungen mit sich: die Beschreibung einer bestimmten Konjunktur der Geschichte oder einer Struktur des sozialen Seins durch biologische Kategorien ermöglicht eine bestimmte, auch parteipolitische Politisierung dieser Begriffe, d.h. eine politische Orientierung von technisch-wissenschaftlichen Begriffen. Die Metaphorik der Pathologie gehört zu einer politischen Sprache, durch die eine spezifische Auffassung des Fortschritts und der Moderne vorausgesetzt wird: die Moderne wird innerhalb einer konservativen Krisentheorie als Zeit einer Krankheit und eines Verfalles beschrieben.²⁵

Begriffsgeschichte von Krise

Die Begriffsgeschichte von Krise, an der Koselleck besonders in den achtziger Jahren arbeitet, zeigt jedoch, dass die Semantik des Begriffs eine »brisante Mehrdeutigkeit« enthält, die aus der Kombinationsmöglichkeit von Bedeutungen herrührt, die ursprünglich nicht nur dem medizinischen, sondern auch dem juristisch-politischen und theologischen Bereich angehören.²⁶ Im ›*Corpus Hippocraticum*‹, der von Galen fixiert ist, wird der entscheidende Moment der Krankheit als *κρίσις* bestimmt. »Bei der Krisis einer Krankheit handelt es sich sowohl um den beobachtbaren Befund wie auch um das Urteil (*judicium*) über den Verlauf, der an bestimmten Tagen zur Entscheidung treibt, ob der Kranke überlebt oder stirbt.«²⁷ Die Krise

24 Reinhart Koselleck: »Fortschritt« und »Niedergang« – Nachtrag zur Geschichte zweier Begriffe«, in: Reinhart Koselleck/ Paul Widmer (Hg.): *Niedergang. Studien zu einem geschichtlichen Thema*, Stuttgart 1980, S. 214–230 (jetzt in: Koselleck: *Begriffsgeschichten* [Anm. 6], S. 159–181, hier S. 168–169).

25 Darüber Jürgen Habermas: »Verrufener Fortschritt – verkanntes Jahrhundert. Zur Kritik an der Geschichtsphilosophie«, in: *Merkur* 14 (1960), S. 468–477.

26 Koselleck: »Krise« (Anm. 6), S. 629.

27 Ebd., S. 619.

ist der finale Punkt einer Krankheit, in dem eine lebensentscheidende Alternative zwischen Leben oder Tod gesetzt wird. In der griechischen Antike kommt *Κρίσις* vom Verb *κρίνω* her, das ›scheiden‹, ›auswählen‹, ›beurteilen‹, ›entscheiden‹ bedeutet. *Κρίσις* wurde also nicht nur im medizinischen, sondern auch im politisch-juristischen und theologischen Bereich verwendet; der Begriff hatte Bedeutungen, die ›harte Alternativen‹ konnotieren: »Recht oder Unrecht, Heil oder Verdammnis, Leben oder Tod«. Als Schlüsselwort der Politik bezeichnete *Krisis* ›Scheidung‹ und ›Streit‹, aber auch ›Entscheidung‹, in der juristischen Sprache die ›Urteilsfindung‹, so dass eine forensisch-politische Bedeutung zur Semantik des Wortes gehörte.

Mit der ältesten und wichtigsten griechischen Übersetzung des Alten Testaments, der *Septuaginta*, und später mit dem Neuen Testament, erhält der Begriff eine neue Dimension: die *Krisis* wird in der christlichen Überlieferung zum Jüngsten Gericht, und der Ausdruck gewinnt eine neue Bedeutung, die mit apokalyptischen Erwartungen zu tun hatte. Der Begriff wurde aber in die Nationalsprachen insbesondere als medizinisches Fachwort eingeführt: bis zum 17. und 18. Jahrhundert registrieren zahlreiche Lexika allein den medizinischen Wortgebrauch. Obwohl einige Lexika Bezug auf die Urteilsfindung und auf die juristische Verwendung des Begriffs nehmen, verweisen sie meistens auf die Krankheitslehre und auf den medizinischen Bedeutungshorizont.²⁸ Auch die Übertragung des Krisenbegriffs auf die politische Sprache setzt sich auf der Grundlage des Vergleichs zwischen dem biologischen und dem sozialpolitischen Organismus durch, dessen Beschreibung von der biologisch-medizinischen Metaphorik der Krankheit geleitet wird. Am Anfang der Neuzeit wird dann schließlich über eine politische oder soziale Krise als Krankheit, besser noch als letzte Entwicklungsstufe einer Krankheit gesprochen, und nicht in theologischer (als jüngstes Gericht) oder juristischer (als Prozess) Bedeutung. 1627 spricht Rudyard zum Beispiel von »the Chrysis of Parliaments«, welche uns zeigen wird, »if Parliaments life or die«. ²⁹ Koselleck schreibt, dass »die medizinische Verwendung« des Krisenbegriffs »der primäre Anlass für die metaphorische Ausweitung in das Politische und das Ökonomische« war. ³⁰ »Die beiden Momente der Urteilsfindung und Diagnose sowie der Anweisung zur Therapie bleiben in Anlehnung an die medizinische Herkunft des Ausdrucks auch im politischen Sprachgebrauch erhalten«. ³¹ Der medizinische Begriff der ›Krise‹ wird auch auf die Geschichtsphilosophie ausgedehnt. Wenn Diderot das Paris von 1778 beschreibt, spricht er von einem »*malaise semblable à celui qui précède la crise dans la maladie*«. ³² Wenig später nutzte Görres den »Krisenbegriff der Medizin, um politische, punktuelle Umschlagssituationen zu beschreiben«, ³³ als er in einem *Fragment unserer neuerfundenen politischen Pathologie* von einer medizinisch-politischen Parallele zwischen der Krankheit und dem »Revolutionsfieber« spricht. ³⁴ Im 19. Jahrhundert bezeichnet Frantz die Revolution von 1848 als »physiologisch«, weil sie die »Krankheit des Nationallebens« ist. ³⁵ Harden schreibt, dass man von einer politischen Krise nur sprechen darf, wenn eine »rasche Entscheidung« herausgefordert wird, weil »der Sprachgebrauch jede Störung im Gleichgewicht der Organismen eine Krisis« nennt: »Den krankhaften Zustand unseres staatlichen Lebens empfindet jeder, und die meisten fürchten, daß er eines Tages ein schlimmes Ende nehmen wird [...]. Wir können froh sein, wenn eine langsame Lysis uns von dem schleichenden Übel befreit«. ³⁶

28 Ebd., S. 621–623.

29 Ebd., S. 620.

30 Ebd., S. 622.

31 Ebd., S. 626.

32 Denis Diderot an Fürstin Daschkoff, 3.4.1771, in ders.: *Œuvres complètes*, 20 Bd., Paris 1875–1877, Bd. 20 (1877), S. 28.

33 Koselleck: »Krise« (Anm. 6), S. 632–633.

34 Joseph Görres: »Roths Blatt« (1798), in: ders.: *Gesammelte Schriften*, 16 Bd., Köln 1926–1958, Bd. 1 (1928), S. 164–169.

35 Constantin Frantz: *Louis Napoleon* (1852), Darmstadt 1960, S. 34.

36 Maximilian Harden: *Kamarilla, Die Zukunft* (1896), zit. in: Jürgen W. Schäfer: *Kanzlerbild und Kanzlermythos in der Zeit des ›Neuen Curses‹*, Paderborn 1973, S. 46.

Die geschichtsphilosophische Begriffsbildung von ›Krise‹ stammt nicht nur aus der Medizin, sondern auch aus der Theologie. »Seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam eine religiöse Tönung in den Wortgebrauch, die aber schon als posttheologisch, nämlich geschichtsphilosophisch bezeichnet werden muss. Dabei spielt – neben der Krankheitsmetaphorik – die Assoziationskraft des Jüngsten Gerichtes und der Apokalyptik dauernd in die Wortverwendung hinein, so daß an der theologischen Herkunft der neuen Begriffsbildung kein Zweifel bestehen kann.«³⁷ Der medizinische und der theologische Sinn werden oft miteinander vermengt. Welche semantische Funktion überwiegt, bleibt für jeden einzelnen Fall festzustellen. Dies ist sehr wichtig, um den jeweiligen politischen Sinn der Wortverwendung zu verstehen. ›Krise‹ kann von entgegengesetzten politischen Parteien mit verschiedenen semantischen Tönungen gebraucht werden. Der Wortgebrauch kann »keinem bestimmten Lager zugewiesen werden. ›Krise‹ bleibt parteipolitisch ambivalent.«³⁸ Als Beispiel dieser Ambivalenz kann ein Vergleich zwischen der Wortverwendung bei Thomas Paine und bei Edmund Burke dienen. Bei Paine korrespondiert die Bedeutung von Krise dem modernen Begriff von Revolution. Die amerikanische Krise entspricht der von Paine verteidigten amerikanischen Revolution, die er genau wie die Französische Revolution als entscheidenden moralischen Kampf zwischen Tugend und Laster, Demokratie und Despotie betrachtet, so dass »der politische Krisenbegriff durch eine theologisch gespeiste Anreicherung im Sinne des Jüngsten Gerichts zum geschichtsphilosophischen Epochenbegriff überhöht wurde.«³⁹ Im Unterschied dazu verwendet Burke das Wort, um die Französische Revolution als einen europäischen Bürgerkrieg analytisch zu beschreiben, so dass der Begriff »in seiner Perspektive zu einer geschichtlichen Erkenntniskategorie« wird. Die theologischen Tönungen werden bei Burke durch den Hinweis auf die medizinische Bedeutung des Begriffs ausgetauscht. Obwohl Burke und Paine dasselbe Wort benutzen, könnte der Unterschied nicht radikaler sein: »Die diagnostische und prognostische Funktion ist im Wortgebrauch von Paine und Burke dieselbe, im diagnostizierten Inhalt und in ihrer Erwartung unterscheiden sich beide diametral. Burke eher der medizinischen und Paine eher der theologischen Herkunft verpflichtet, bedienen sich beide Autoren der neuen semantischen Qualität von ›Krise‹, weltgeschichtliche Alternativen deuten bzw. setzen zu können. So wird der Begriff zum gemeinsam verwendbaren, aber gegenläufig angewendeten Kampfbegriff.«⁴⁰ Der entscheidende Unterschied besteht darin, dass der theologisch-evozierende Begriff für eine progressive Perspektive benutzt wird, während der medizinische Begriff für eine konservative Analyse der Revolution verwendet wird. Die »*Politisierung*« des modernen Krisenbegriffs besteht Koselleck darin, dass er zu einem ›Kampfbegriff‹ wird, und zwar zum Mittel des politischen Kampfes.⁴¹ Die theologische und die medizinische Verwendung des Krisenbegriffs sind aber nicht immer mit einer bestimmten politischen Partei gebunden. Wie schon gesehen, verwendet Joseph Görres den Krisenbegriff der Medizin, indem er eine »medizinisch-politische Parallele« zwischen der Krankheit und dem »Revolutionsfieber« zog, obwohl er Republikaner war: hier hat die medizinische Herkunft die Funktion, »einen welthistorischen einmaligen, aber doch progressiv festgelegten Übergang zu beschreiben und mehr noch zu evozieren.«⁴² Kurze Zeit später verwendet Friedrich von Gentz den Begriff gegenläufig: die Krise ist das Ergebnis eines brisanten Bündnisses zwischen der »friedliebenden Aufklärung« und der »Revolution«, und ihr Ende kann nicht vorausgesagt werden. Hier wird der Krisenbegriff mit theologischen Tönungen benutzt, um eine konservative Perspektive dramatisch zu bereichern.⁴³ Das zeigt ohne Zweifel, sowohl

37 Koselleck: »Krise« (Anm. 6), S. 626.

38 Ebd., S. 626.

39 Ebd., S. 630.

40 Ebd., S. 631.

41 Koselleck: »Einleitung« (Anm. 2), S. XVIII.

42 Koselleck: »Krise« (Anm. 6), S. 633.

43 Ebd., S. 633.

dass die fortschrittliche Auffassung der Krise nicht immer theologisch inspiriert ist, als auch, dass die medizinische Bedeutung des Krisenbegriffs nicht notwendig benutzt wird, um eine politische Kritik gegen die fortschrittliche Perspektive des historischen Verlaufs zu führen. Das Bild der semantisch-politischen Kombinationsmöglichkeiten ist vielschichtig. Mit Hinweis auf die Semantik des Krisenbegriffs schreibt Koselleck, dass »es nicht angebracht ist, dem pragmatischen Sprachgebrauch folgend, die damaligen politischen Lager als Gliederungsprinzip zu verwenden. Damit würden die Alternativen früherer Selbstdeutung als der geschichtlichen Wirklichkeit angemessene Indikatoren festgeschrieben werden.«⁴⁴ Deshalb muss die Semantik von Krise nicht in Bezug auf den politischen Gesichtspunkt, sondern auf die zeitliche Dimension des Begriffs selbst aufgeschlüsselt werden. Die geschichtsphilosophische Semantik von Krise kann also »nach vier – typisierten – Möglichkeiten« aufgeschlüsselt werden:⁴⁵

- [1] Die Krise ist eine historische Lage, die harte Alternativen herausfordert und eine radikale Entscheidung verlangt. Hier gibt es eine Analogie mit dem medizinischen (aber auch mit dem militärischen und politischen) Begriff. Es ist der Fall von Burke, und, *mindestens teilweise*, von Diderot.
- [2] Die Krise kann als das letzte und entscheidende Ereignis der Geschichte betrachtet werden. Hier gibt es eine Analogie mit der Theologie. »Eine solche Krise ist nicht wiederholbar«;⁴⁶ in diesem Sinne wird der Begriff von Rousseau und, *mindestens teilweise*, von Diderot und Thomas Paine benutzt. Später werden Saint-Simon und Comte den Begriff in diesem Sinne verwenden.
- [3] Die Geschichte kann aber auch als ein Prozess, und zwar als eine sich ständig vollziehende prozessuale Krise betrachtet werden: »Krise« ist in diesem Fall »Dauer- oder Zustandskategorie, die gleichwohl auf einen Prozess, auf ständig sich reproduzierende kritische Situationen oder entscheidungsschwangere Lagen verweist«. Dies ist der Fall bei Schillers Diktum: »Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.«⁴⁷
- [4] Schließlich kann »Krise« die Übergangsphase zu einer neuen geschichtlichen Epoche bedeuten: »»Krise« dient als geschichtsimmanenter Übergangsbegriff, wobei es von der Diagnose abhängt, ob die Übergangsphase zum Besseren oder Schlechteren führt und wie lange sie dauern wird.«⁴⁸ Dies ist zum Beispiel der Fall bei den Auseinandersetzungen zwischen Paine und Burke. In allen semantischen Fällen handelt es sich darum, »eine zeitspezifische Ausdrucksmöglichkeit zu gewinnen, die die Erfahrung einer neuen Zeit auf den Begriff bringen sollte«, so dass »Krise« »zur strukturellen Signatur der Neuzeit« wird.⁴⁹

Die Krise als historische Kategorie

Als Signatur der Neuzeit kennzeichnet der Krisenbegriff die neue Dimension der Epoche. In der Theorie historischer Zeiten hält Koselleck fest, dass die geschichtliche Zeit nach der Französischen und industriellen Revolution als »Übergangszeit« zum neuen »Epochenbewußtsein« betrachtet werden muss, und dass »zwei spezifisch zeitliche Bestimmungen [...] die neue Übergangserfahrung kennzeichnen«: die »Beschleunigung« und »die erwartete Andersartigkeit der Zukunft«⁵⁰. Mit anderen Worten impliziert die

44 Ebd., S. 626.

45 Ebd., S. 627.

46 Ebd.

47 Ebd.

48 Ebd.

49 Ebd.

50 Koselleck: »Neuzeit« (Anm. 1), S. 328–329.

soziale Beschleunigung auch eine Beschleunigung der Erfahrung, d.h. eine »Verkürzung der Zeitfristen«,⁵¹ da die Verwandlungen schneller als in Vergangenheit sind.⁵² Dass die Neuzeit eine »Übergangszeit« ist, bedeutet also, dass sich die neue Zeit nicht mehr durch eine statische Temporalität, sondern »im Horizont einer ständig sich überholenden Bewegung« entwickelt: »die Zeit selber konnte jetzt als jeweils neu gedeutet werden, denn die Zukunft brachte anderes und das andere schneller als bisher möglich schien«.⁵³ Für Koselleck hat »die Bestimmung der Neuzeit als Übergangszeit [...] daher seit ihrer Entdeckung noch nichts an ihrer epochalen Evidenz verloren. Ein untrügliches Kriterium dieser Neuzeit sind ihre Bewegungsbegriffe – als Indikatoren des sozialen und politischen Wandels«,⁵⁴ wie zum Beispiel »die Revolution, der Fortschritt, die Entwicklung, die Krise, der Zeitgeist, alles Ausdrücke, die zeitliche Indikationen enthielten«.⁵⁵ Deshalb bleibt »Krisis im griechischen Sinne des Zwanges zum Urteilen und zum Handeln [...] ein Begriff, der auch unter den komplexen Bedingungen der modernen Gesellschaft unverzichtbar ist«,⁵⁶ weil »die Beschleunigung der neuzeitlichen Welt, über deren Wirklichkeitsgehalt kein Zweifel besteht, [...] sich als Krisis begreifen [lässt]«. ⁵⁷ Es ist klar, dass sich Koselleck nicht darauf beschränkt, die historische Semantik des Krisenbegriffs zu analysieren; der Krisenbegriff ist nicht nur Indikator und Faktor der historischen Bewegung, sondern vielmehr eine angemessene Erkenntniskategorie. Es geht um eine historische Erkenntniskategorie, welche weder als theologischer Begriff (und zwar um bevorstehende und apokalyptische Katastrophen zu evozieren) noch in der medizinisch-politischen Bedeutung (um die Pathologie des Bürgerkrieges zu beschreiben, was noch in *Kritik und Krise* im Zentrum stand) verwendet wird. Als Erkenntniskategorie wird Krise wie ein diagnostischer Begriff für die Beschreibung des Wandels der neuen Zeit, also der Beschleunigung verwendet. Es gibt hier eine bedeutende Erweiterung, wenn nicht eine Überwindung, des Horizontes von *Kritik und Krise*: wenn Koselleck in der Doktorarbeit das Wesen der Moderne auf die politische Krise zurückführte (moderne Welt=Krise=Bürgerkrieg), wird »Krise« nun zu einem zeitlichen Begriff, der die spezifische Verfassung der neuzeitlichen Temporalität beschreibt: die Krise der Moderne entspricht nicht nur der Wiederholung des Bürgerkrieges, sondern vielmehr der Beschleunigung und der Verkürzung der Erfahrungsrhythmen. Die Entstehung der bürgerlichen Welt wird nicht mehr einfach auf die politische Ebene zurückgeführt, als ob die Moderne nur durch die Erfassung eines politischen Bürgerkrieges verstanden werden könnte, sondern sie wird auch mit Hinweis auf die sozialen, technischen, ökonomischen Veränderungen der modernen Gesellschaft betrachtet.

Schluss

Sowohl in *Kritik und Krise* als auch später – besonders in den achtziger Jahren – verwendet Koselleck den Krisenbegriff, um die Bedingungen der Neuzeit zu diagnostizieren, die beschriebenen Phänomene sind aber unterschiedlich: im ersten Fall operiert Koselleck mit einem medizinisch-politischen Begriff, um die

51 Ebd., S. 329.

52 Siehe auch: Reinhart Koselleck: »Fortschritt und Beschleunigung. Zur Utopie der Aufklärung«, in: Berliner Akademie der Künste (Hg.): *Der Traum der Vernunft. Vom Elend der Aufklärung*, Darmstadt/Neuwied 1985, S. 75–103 (jetzt unter dem Titel: »Gibt es eine Beschleunigung der Geschichte?«, in: Koselleck: *Zeitschichten* [Anm. 1], S. 150–176); Reinhart Koselleck: *Accelerazione e secolarizzazione*, Napoli 1989, dt. Übers. von Giacomo Marra-mao: »Zeitverkürzung und Beschleunigung. Eine Studie zur Säkularisierung«, in: Koselleck: *Zeitgeschichten* (Anm. 1), S. 177–202. Über die theoretische Konstellation der Beschleunigung und ihre Problemen, siehe: Harmut Rosa: *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt a.M. 2005.

53 Koselleck: »Neuzeit« (Anm. 1), S. 330–331.

54 Ebd., S. 347–348.

55 Ebd., S. 320.

56 Koselleck: »Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von »Krise«« (Anm. 6), S. 213.

57 Ebd., S. 215.

bürgerliche Welt als destruktive Krankheit darzustellen. Die Krise wird als Krankheit diagnostiziert, und die Moderne als Verfall eines ursprünglich gesunden Organismus; in dieser Krise, d.h. im Bürgerkrieg, besteht die Krankheit der Moderne, im Dualismus der Aufklärung besteht ihre Pathogenese, im Kampf gegen die Utopien der religiösen Geschichtsphilosophie besteht ihre Therapie. Im zweiten Fall operiert Koselleck mit einem historischen Begriff, welcher die zeitliche Dimension der Beschleunigung beschreibt. Sowohl die Metaphorik der Krankheit als auch das biologisch-natürliche Instrumentarium verschwinden: Die Entstehung der modernen Welt wird jetzt nicht mehr als Pathogenese betrachtet, und die Krise wird nicht mehr einfach als politische Krankheit, d.h. als Bürgerkrieg, gesehen; dem Beginn der modernen Welt entspricht keine Pathogenese, sondern lediglich eine Veränderung der gesellschaftlichen Strukturen, und die Krise der Moderne besteht im historischen Wandel der Zeitstrukturen. Wenn die Krise aus der biologisch-medizinischen Perspektive herausgenommen wird, dann bedeutet das aber nicht, dass sie nun geschichtsphilosophisch eingeordnet wird. Mit anderen Worten, die Perspektive Kosellecks bleibt kritisch in Bezug auf die Geschichtsphilosophie. Der Krisenbegriff zeigt in der historischen Perspektive der Beschleunigung die Aporien der Geschichtsphilosophie und der modernen Welt auf, auch wenn der Begriff keinen Bezug auf die medizinische Dimension der Krankheit nimmt. Es geht vielmehr darum, eine Kritik der Gefahren des technischen Fortschritts zu formulieren, deren Ziel darin besteht, den mehrdeutigen, eben nicht gradlinigen Charakter des Fortschritts zu zeigen. Nach Koselleck inhärieren der Entwicklung der Technik immer neue Verfalls- und Krisenmöglichkeiten: »je gewaltiger der Fortschritt, man denke nur an Atomkraft und Atombombe, [...] desto größer die menschliche Fähigkeit, Katastrophen zu verwirklichen«. ⁵⁸ In diesem Sinne nimmt Kosellecks Krisenbegriff Bezug auf die geschichtliche (und nicht naturale) Möglichkeit der Katastrophe, auch wenn er nicht mehr als Krankheit verstanden wird und seine fixierte Beziehung zum biologischen Zyklus verliert: »Gerade weil und solange der Fortschritt unabgeschlossen ist, steigert er die Chance von Verfall – nun freilich nicht mehr in natürlicher Metaphorik zu lesen, sondern im Sinne von Katastrophen, die die Menschen mit ihren technischen Verfügungsgewalten selbst über sich herbeizuführen fähig geworden sind«. ⁵⁹ Die Beschleunigung kann sich nicht endlos vollziehen. Sie kann an einen kritisch-entscheidenden Punkt gelangen, wo das Überleben der Menschheit selbst in Frage gestellt sein würde. »Es zeichnet sich offenbar eine Grenze ab, die durch keinen technischen und wissenschaftlichen Fortschritt mehr überschritten werden kann. [...] So stellt sich die Frage, ob unser semantisches Modell der Krise als einer Letztentscheidung nicht mehr Chancen der Verwirklichung erhalten hat als jemals zuvor. Wenn dem so ist, käme alles darauf an, alle Kräfte darauf zu richten, den Untergang zu verhindern«. ⁶⁰ Die konkrete Möglichkeit des Untergangs oder der Krise hat aber nicht nur mit der Beschleunigung der technischen Welt zu tun, sondern auch immer noch mit dem Horizont des Bürgerkrieges. 2005 sprach Koselleck in einem Interview von »Krisenerfahrungen«, die auf die Erinnerung der Erfahrung des Krieges und der Gefangenschaft zurückweisen: ⁶¹ es handelt sich um eine Wiederholung des ursprünglichen Themas von *Kritik und Krise*, und zwar des Diskurses über die Gefahren des Weltbürgerkrieges als entscheidender Krise, als »Auseinandersetzung auf Tod und Leben«. ⁶² Die Möglichkeit eines Weltbürgerkrieges ist immer da, und die Krisen »können zu katastrophalen Bedingungen führen, die das System der wirtschaftlichen Regenerationskraft immer wieder sprengen«. ⁶³ Dabei sind für Koselleck die Oppositionspaare »Freund/Feind« und »Sterbenmüssen/Tötenkönnen« transzendental-anthropologische

58 Koselleck: »Fortschritt« und »Niedergang« (Anm. 22), S. 177.

59 Ebd., S. 178.

60 Koselleck: »Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von »Krise«« (Anm. 6), S. 213.

61 Reinhart Koselleck: »Über Krisenerfahrungen und Kritik. Ein Gespräch aus dem Nachlass von Reinhart Koselleck«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (13.1.2010), S. 4.

62 Ebd.

63 Ebd.

Strukturen, die als Bedingungen möglicher Geschichten betrachtet werden.⁶⁴ Die Möglichkeit der Krise als Erfolg der Beschleunigung kommt also zur Möglichkeit der politischen Krise, d.h. des Weltbürgerkrieges, hinzu. In diesem Fall geht es nicht darum, den Prozess der Denaturalisierung der biologischen Begriffe noch einmal umzukehren, d.h. die Krise als biologische Krankheit zu evozieren, aber auch nicht darum, die Kritik an der Geschichtsphilosophie durch die Denaturalisierung des Krisenbegriffs zu neutralisieren. Es gibt hier einen dritten Weg. Die Kritik des Fortschritts konfiguriert sich nicht notwendig im Rückgriff auf Konzepte des biologischen Verfalls oder auf die Krankheit, sondern kann sich auch durch den »debiologisierten« Krisenbegriff entwickeln, dessen Verwendung das Ziel hat, die utopischen Ansprüche der Geschichtsphilosophie durch eine historische Methode auszutauschen,⁶⁵ mit der wissenschaftliche Prognosen über langfristige Prozesse an die Stelle abstrakter Prophetien treten müssen: »Vielleicht besteht die Antwort auf die Krise darin, daß nach den Stabilisatoren Ausschau gehalten wird, die sich aus der langen Dauer der bisherigen Menschheitsgeschichte ableiten lassen.«⁶⁶ Die Kritik der Utopie und der säkularisierten Geschichtsphilosophie als Ursachen von Bürgerkriegen und Katastrophen bleibt immer noch das Ziel der Koselleck'schen Historiographie.⁶⁷ Es geht darum, die Dialektik der Kritik-Krise umzukehren: Wenn die Krise ein Ergebnis der aufklärerischen Kritik ist, dann ist die Gegen-Kritik der Fortschrittsutopie das einzige Mittel, um die Krise und »den Untergang zu verhindern«,⁶⁸

64 Reinhart Koselleck: »Historik und Hermeneutik«, in: Hans-Georg Gadamer/Reinhart Koselleck: *Hermeneutik und Historik*, Heidelberg 1987 (jetzt in: Koselleck: *Zeitschichten* [Anm. 1], S. 97–118, hier S. 102–104). Über die Historik und die Anthropologie Kosellecks siehe: Stefan-Ludwig Hoffmann: »Zur Anthropologie geschichtlicher Erfahrungen bei Reinhart Koselleck und Hannah Arendt«, in: Joas/Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte* (Anm. 2), S. 171–204; Luca Scuccimarra: »Semantics of Time and Historical Experience: Remarks on Koselleck's *Historik*«, in: *Contributions to the History of Concepts* 4 (2008) 2, S. 160–175; Angelika Epple: »Natura Magistra Historiae? Reinhart Kosellecks transzendente Historik«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006), S. 201–213; Jacob Taubes: »Geschichtsphilosophie und Historik. Bemerkungen zu Kosellecks Programm einer neuen Historik«, in: Reinhart Koselleck/Wolf-Dieter Stempel (Hg.): *Geschichte, Ereignis und Erzählung. Poetik und Hermeneutik*, Bd. 5, München 1973, S. 490–499.

65 Diese historische Methode muss durch wissenschaftliche Diagnosen und Prognosen, und nicht durch utopische und an der Geschichtsphilosophie verbundene Vorhersagen operieren. Vgl. z.B. Reinhart Koselleck: »Geschichtliche Prognose in Lorenz von Steins Schrift zur preußischen Verfassung«, in: *Der Staat. Zeitschrift für Staatslehre, Öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte* 4 (1965), S. 469–481 (jetzt in: Koselleck: *Vergangene Zukunft* [Anm. 1], S. 87–104).

66 Koselleck: »Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ›Krise‹« (Anm. 6), S. 217.

67 Reinhart Koselleck: »Aufklärung und die Grenzen ihrer Toleranz«, in: Trutz Rendtorff (Hg.): *Theologie, Glaube und Aufklärung*, Gütersloh 1982, S. 256–271 (jetzt in: Koselleck: *Begriffsgeschichten* [Anm. 6], S. 340–364); Reinhart Koselleck: »Die Verzeitlichung der Utopie«, in: Wilhelm Voßkamp (Hg.): *Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*, Band 3, Stuttgart 1982, S. 1–14 (jetzt in: Koselleck: *Zeitschichten* [Anm. 1], S. 131–149; Reinhart Koselleck: »Zur Verzeitlichung der Utopie«, in: Hans-Jörg Braun (Hg.): *Utopien – Die Möglichkeiten des Unmöglichen*, Zürich 1987, S. 69–86 (jetzt unter dem Titel: »Zur Begriffsgeschichte der Zeitutopie«, in: Koselleck: *Begriffsgeschichten* [Anm. 6], S. 252–273); Reinhart Koselleck: »Über den Stellenwert der Aufklärung in der deutschen Geschichte«, in: Hans Joas/Klaus Wiegandt (Hg.): *Die kulturellen Werte Europas*, Frankfurt a.M. 2005, S. 353–366 (jetzt in: Reinhart Koselleck: *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, Berlin 2010, S. 117–130). Über den normativen Anspruch der Historik Kosellecks siehe: Reinhard Mehring: »Der Sinn der Erinnerung. Zur Geschichtsethik Reinhart Kosellecks«, in: *Mittelweg* 36 (2013) 1, S. 41–52.

68 Koselleck: »Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ›Krise‹« (Anm. 6), S. 213.

MISZELLEN

Konzeptgründung vor Referenzlandschaft: Notizen zur Begriffsstrategie der Mutation bei Hugo de Vries

Jörg Thomas Richter

Mit einem Mal

»Nichts ist variabler als die Bedeutung des Wortes *Variabilität*«, meint Hugo de Vries 1901¹; und kaum etwas so mutabel wie die des Wortes *Mutation*. Aber was heißt das schon? Weil wir, so Ludwik Fleck, »fortwährend Zeugen sind, wie ›Mutationen‹ des Denkstils eintreten«?² Fleck führt 1935 die Mutationen ein, als er beschreibt, wie aus »Urideen« moderne Begrifflichkeit entsteht, indem etwa »[m]it einem Mal [...] unklar [wurde], was Art, was Individuum sein soll [...]«³ Sein wissenschaftlicher Bezug auf den seinerzeit bereits biologisch ausgewiesenen Begriff konzediert jedoch selbst einen Denkstil, demnach Erkenntnisse der Wissenschaften vom Leben, namentlich der Mutationstheorie, dazu taugen, kulturelle Entwicklungen zu kennzeichnen. Damit steht er freilich seinerzeit nicht allein. Soziologen, Historiker, Anthropologen, Literaturwissenschaftler und eben auch historische Epistemologen hatten sich dem Begriff der Mutation bereits massiv zugewandt.⁴ Maßgeblich nach Hugo de Vries' *Die Mutationstheorie* (1901/1903) kehren plötzliche Wandlungen in der Konzeption von längeren Entwicklungsverläufen vermehrt in die Natur- und Geisteswissenschaften ein und stellen die Kontinuität von Arten, Ideen, Begriffen zur Disposition. Doch besieht man die Machart des Begriffs in diesem für die Mutationsforschung konstitutiven Buch, so zeigen sich statt einer sprunghaften begrifflichen Neubildung tatsächlich imposante historische Allianzen und intentionale, performative Umwertungen, die eben nicht jählings auf kollektiver Ebene, sondern auch durch einzelne Begriffsautoren einigermaßen aufwändig in einen ›neuen‹ Begriff überführt werden.

Gründungen erschließen sich nicht, indem ihre Geschichte ›nach vorn‹ erzählt wird, in die fortlaufenden disziplinären Spezifikationen, in den Bereich von Übertragungen in, Vernetzung mit oder auch Ausschlüssen von anderen Disziplinen hinein. Die vorliegenden Notizen – um mehr handelt es sich nicht – arbeiten der hier notwendigen mikrologischen Analyse eines Begriffs ›nach hinten‹, gegen den

1 Hugo de Vries: *Die Mutationstheorie: Versuche und Beobachtungen über die Entstehung von Arten im Pflanzenreich*, Leipzig 1901, S. 32. Das Folgende bezieht sich ausschließlich auf diesen ersten, für die Begriffseinführung entscheidenden Band (Bd. 2 erscheint erst zwei Jahre später), parantetisch im Text zitiert als *Mutationstheorie*.

2 Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt a.M. 1980, S. 38.

3 Ebd.

4 Siehe hierzu Jörg Thomas Richter: »The Fate of Mutation Shift, Spread, and Disjunction in a Conceptual Trajectory«, in: *Contributions to the History of Concepts* 6 (2011) 2, S. 85–104. In der historischen Epistemologie verwendete nach Sarah Ornstein-Bronfenbrenners Dissertation von 1913 über die Rolle wissenschaftlicher Gesellschaften in der kopernikanischen Wende etwa auch (unabhängig davon und fast zeitgleich mit Fleck) Gaston Bachelard die Mutation für erkenntnistheoretische Brüche, ebenso Koyré und später Foucault.

Hintergrund einer vielfältigen Referenzlandschaft, eines »Retroscape« zu.⁵ Denn es geht nicht um die begriffliche Definition eines zuvor »unscharfen« Konglomerats von vorbegrifflichen Ideen: Erstens stellt die Referenzlandschaft bereits ein konturiertes Terrain vor, besiedelt von alten Begriffen, Institutionen, anderen Wissenschaftlern und deren Begriffen, den beforschten Dingen selbst u.a.m. Zweitens ist Unschärfe auch selbst ein Kriterium, das Begriffe im Gebrauch hält. Die folgenden Notizen zur Begründung des genetischen Mutationsbegriffs werden sich in diesem hoffnungslos weiten Terrain nur auf einen winzigen Ausschnitt im Spiel der Begriffe und den Kontakt mit dem Objekt beschränken können.

Mit der Mutation soll an dieser Stelle daher kein begriffshistorisches Exempel hervorgekehrt werden. Der Blick zurück entstammt vielmehr einer Verunsicherung, die im aktuellen Usus des Begriffs spukt und in der »nach vorn« erzählten Geschichte der Mutation gründet. Der Begriff der Mutation bewegt sich seit seiner Konjunktur in den Biowissenschaften um 1900 auf dem jederzeit heißen Terrain, das zwischen kulturellen Entwicklungen einerseits und biologischen, natürlichen Evolutionen andererseits abgesteckt ist. Von Hugo de Vries eingeführt als Kontrapunkt zur Darwinistischen Selektionstheorie wurde die Mutation schnell grundlegend für die Ausdifferenzierung und den Siegeszug der Biogenetik, und damit für die Abspaltung der Heredität von *Inheritance*, steht aber heute neuerlich im Brennpunkt von Diskussionen um die Zäsur zwischen gendeterministischen und epigenetischen Modellen. »Gerichtete«, »interpretative«, »adaptive« Mutationen machen seit einiger Zeit in der molekularbiologischen Forschung die Runde und konterkarieren die konventionelle Rolle von zufälligen Mutationen als »Motor der Evolution«. Inwieweit wird die Mutation damit zum kulturelle und biowissenschaftliche Evolution überbrückenden, »lamarckistischen Begriff, einem Begriff also, der erneut auf die Interaktion der DNS mit ihrer Umwelt zielt? Wenn heute wiederum die epigenetische Steuerung von Mutationen diskutiert wird, kommen dann erneut Theoriemodelle zum tragen, in denen die um 1900 gegebene Konstellation konzeptueller Interaktionen zwischen Gesellschafts- und Biowissenschaften wieder aufgenommen wird? Anders gefragt: Welches Brückenpotential hat ein Begriff, der zeitig als Grenzpfahl zwischen biologische Vererbung und kulturelle Tradierung eingerammt wurde? De Vries meint ja mit gutem Grund über seine in der Mutationstheorie gründende, experimentelle »Descendenzlehre«: »Die Lehre von der Erbllichkeit erworbener Eigenschaften ist ein Abschnitt aus der Variabilitätslehre im engeren Sinne. Zu der Lehre von der Entstehung der Arten steht sie in keiner Beziehung. Ebenso wenig findet die Descendenzlehre auf die Discussion socialer Fragen Anwendung« (*Mutationstheorie*, S. 150). Das Folgende spürt daher, nach einem minimalsten Abriss der Wirkungsgeschichte der Mutation, bewusst einseitig den Spuren von Lamarck in dieser Referenzlandschaft nach.

Abriss

Hugo de Vries' *Die Mutationstheorie* gilt mit Recht als wichtigste Quelle des Begriffs, die zunächst als anti-Darwinistische oder zumindest mit Darwin konkurrierende Theorie zur Wirkung gelangt.⁶ Die Entstehung von Variationen zu erforschen, stand nach der Selektionstheorie von Charles Darwin damals auf der Tagesordnung. De Vries, der übrigens mit Darwin im brieflichen und persönlichen Austausch über

5 Siehe Jörg Thomas Richter: »Phantoms in the Retroscape Remarks on Anglo-American Evolutionary Aesthetics around 1900«, in: Carsten Gansel/Dirk Vanderbeke (Hg.): *Telling Stories/Geschichten erzählen*, Berlin/Boston 2012, S. 216–234.

6 Vgl. grundlegend das Kapitel zu »The Mutation Theory« in Peter J. Bowler: *The Eclipse of Darwinism: Anti-Darwinian Evolution Theories in the Decades Around 1900*, Baltimore/London 1992; idem.: »Hugo De Vries and Thomas Hunt Morgan: The Mutation Theory and the Spirit of Darwinism«, in: *Annals of Science* 35 (1978) 1, S. 55–73; sowie Gregory S. Levit/Kay Meister/Uwe Hoßfeld: »Alternative Evolutionary Theories: A Historical Survey«, in: *Journal of Bioeconomics* 10 (2008), S. 71–96.

die Physiologie von Kletterpflanzen gestanden hatte, hatte sich, angeregt von Darwins *The Variation of Animals and Plants Under Domestication* (1868), noch vor Darwins Tod der Erforschung von Heredität zugewandt.⁷ Mit der Mutationstheorie erweitert de Vries seine in diesem Kontext entstandene, einflussreiche Theorie über intrazelluläre Vererbung (durch kleinere Bestandteile innerhalb der Zelle, die de Vries, mit Kopfnicken zu Darwins Pangenestheorie, Pangene nennt – bevor Wilhelm Ludwig Johannsen dann ein paar Jahre später den de Vries'schen Terminus um die Vorsilbe kürzen, aber dessen Theorie von intrazellulären Erbanlagen und deren diskreten Veränderung in der Mutation beibehalten wird).⁸ *Die Mutationstheorie* stellt sich schließlich nach mehr als zehnjährigen, seit Mitte der 1880er Jahre durchgeführten Versuchsreihen, ähnlich wie seinerzeit William Bateson in den *Materials for the Study of Variation* (1894), quer zur Dominanz der Selektionstheorie: »Kurz gesagt, behaupte ich somit auf Grund der Mutationstheorie, dass Arten durch den Kampf um's Dasein und durch die natürliche Auslese nicht entstehen, sondern vergehen« (*Mutationstheorie*, S. 150). Als wesentlichen Mechanismus der Artbildung beschreibt de Vries die umweltunabhängige, ebenso zufällige wie sprunghafte und richtungslose Änderung der Erbsubstanz – die »Mutation«. Dabei ist ein wesentliches Moment der Theorie, dass sie ihren Schwerpunkt bereits auf die *experimentelle* Erforschung von Variationen in statistisch auswertbaren Abfolgen von Pflanzenpopulationen legt.⁹ Die experimentell-statistische Methode befeuert sowohl die frühe Genetik, als es auch in der Pflanzenzüchtung praktikabel und populär wird. Hierbei zählt zu den Ergebnissen dieser Studien neben der Mutationstheorie selbst die »Wiederentdeckung« (andere meinen: unwissentliche Wiederholung) der Vererbungsgesetze Gregor Mendels¹⁰, eingeschlossen sind ferner Studien zur variantenfördernden Kombination von Erbmasse in der Fortpflanzung (heute: »Rekombination«), sowie, in subtiler Auseinandersetzung mit Darwin, de Vries' richtungsweisender Versuch, die Mutationstheorie in die Selektionstheorie zu integrieren.¹¹

Im Gefüge dieser Forschungslinien setzt sich der Terminus Mutation seinerzeit schnell gegen konkurrierende Begriffe für erbliche Änderungen durch, etwa gegen William Batesons »discontinuous variation«, gegen »Heterogenesis« (Albert Kölliker, Sergej Iwanovitsch Korschinsky¹²) oder »Idiovariation« (Eugen Fischer, Erwin Baur, Fritz Lenz)¹³ und prägt die entstehende experimentelle Genetik. Selbst als sich ab den 1910er Jahren begründete Zweifel an der Theorie melden (dazu unten mehr), wird der Terminus beibehalten, und das Konzept der Mutation macht Karriere – in heftigen, an dieser Stelle nur angedeuteten Wandlungen.¹⁴ So wandelt sich schon innerhalb der Geschichte der Genetik und Biologie der Begriff mehrfach. Bezog de Vries um 1900 die Mutation auf den Änderungsprozess im Erbgut innerhalb der Zelle, der sprunghaft eine neue Art hervorbringt, so wird diese Vorstellung schnell auf Änderungen auf

7 Peter W. van der Pas: »The Correspondence of Hugo de Vries and Charles Darwin«, in: *Janus* 57 (1970), S. 173–213.

8 Stephen Jay Gould: *The Structure of Evolutionary Theory*, Cambridge 2002, S. 424.

9 Das fordert William Bateson in einem Vortrag von 1899. De Vries, der Bateson hier gehört hat, trägt auf dieser Konferenz gleichfalls über seine Hybridisierungsexperimente mit *Oenothera* vor. Zur Druckfassung siehe William Bateson: »Hybridisation and Cross-Breeding as a Method of Scientific Investigation«, in: *Journal of the Royal Horticultural Society* 24 (1900), S. 59–66.

10 Die bislang gültige Erzählung einer dreifachen Parallelwiederentdeckung durch de Vries, Carl Correns und Erich von Tschermak-Seysenegg (wie diskutiert z. B. in C Lenay: »Hugo De Vries: From the Theory of Intracellular Pangenesis to the Rediscovery of Mendel«, in: *Comptes Rendus de l'Académie Des Sciences. Série III, Sciences de La Vie* 323 (2000) 12, S. 1053–1060) befindet sich nach langer Diskussion momentan erneut im Umbruch. Vgl. M. Simunek / U. Hoßfeld / V. Wissemann: »Rediscovery« revised – on the cooperation of Erich and Armin von Tschermak-Seysenegg in the context of the »rediscovery« of Mendel's laws in 1899–1901«, in: *Plant Biology* 13 (2011) 6, S. 835–841.

11 Gould: »The« *Structure of Evolutionary Theory* (Anm. 8), S. 439 ff.

12 Den Gegenbegriff zur Heterogenesis, d. h. der de Vries'schen Mutation, bildet irritierenderweise der »eigentliche Darwinismus (oder der Transmutation)«. Vgl. Sergej Korschinsky: »Heterogenesis und Evolution«, in: *Flora* 89 (1901), S. 240–363, hier S. 240.

13 Die Erstedition des – rassenhygienischen – Standardwerks *Grundriss der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene* führt 1921 Idiovariation, gibt aber in der dritten Auflage dem Begriff »Mutation« nach, weiß Heiner Fangerau: »Das Standardwerk zur menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene von Erwin Baur, Eugen Fischer und Fritz Lenz im Spiegel der zeitgenössischen Rezensionenliteratur 1921–1941«, Dissertation, Ruhr-Universität Bochum 2000, S. 41.

14 Detaillierteren Aufschluss geben u. a. Jeremy H. Marshall, »On the Changing Meanings of »mutation«, in: *Human Mutation* 19 (2002) 1, S. 76–78; Celeste M. Condit u. a., »The Changing Meanings of »mutation«: A Contextualized Study of Public Discourse«, in: *Human Mutation* 19 (2002) 1, S. 69–75; Elof Axel Carlson, *Mutation: The History of an Idea from Darwin to Genomics*, Cold Spring Harbor 2011, S. 1–8 sowie Georg Toepfer: »Mutation«, in: *Historisches Wörterbuch der Biologie: Geschichte und Theorie der biologischen Grundbegriffe*, S. 655–668, Stuttgart 2011.

chromosomaler Ebene spezifiziert, um dann, nach dem DNS-Modell von James Watson und Francis Crick von 1953, sukzessive auf ihre molekularen Prozesse hin konkretisiert zu werden. Im heute ubiquitären Begriffsgebrauch gilt der Begriff meist schon kleinsten erblichen, ›zufälligen‹ Änderungen innerhalb der DNS und im Genom, etwa den Austausch einer Nukleinsäure, wobei, wie gesagt, neuerdings auch epigenetische, soll hier nur heißen: biochemische Prozesse im Umfeld der DNS mit einbezogen werden. Nur worin gründet der terminologische Erfolg von Hugo de Vries' Begriff, wenn er doch, wie der Abriss andeutet, stets andere Sachverhalte benennt und selbst – à la Fleck, mutiert? Dies hat viel mit den Begriffslogiken zu tun, die de Vries selbst im Gründungsmoment erschließt.

Bis vor 1900 hatte de Vries seine Befunde noch als »Monstrositäten« bezeichnet. Im weiteren Kontext seiner Forschungen war für ihn anscheinend, wie verschiedene Passage der grundlegenden Schrift, seiner *Mutationstheorie*, nahelegen, die Begriffsfindung dann zu einem wesentlichen Problem geworden. Der Begriffsgründer zeichnet sich in diesem Entwurf eines mit Darwin konkurrieren wollenden Theoriegebäudes unter anderem als Begriffsgeschichtler und –stratege aus, und entsprechend herrschen in diesem Gründungsakt Referenzmanagement und Revolte. Die herrschende Begrifflichkeit für artbildende Variation wird auf ihre Vorläufer zurückgedreht und auf andere Verfahrensgrundlagen ausgerichtet. »Diese ›artenbildende Variabilität‹ soll hier wieder mit dem alten, vor Darwin gebräuchlichen Worte der Mutabilität bezeichnet werden«, schreibt de Vries in die Einleitung seiner Theorie (*Mutationstheorie*, S. 4), denn, wie er wenig später anmerkt, »Es ist sehr auffallend, dass die Bezeichnungen Mutation, Mutabilität, Immutabilität, Mutiren u. s. w. durch die Selectionstheorie so gänzlich ausser Gebrauch gerathen sind« (*Mutationstheorie*, S. 17).

Beide Behauptungen – der Rückgriff auf prä-Darwinistische Begriffsprägungen sowie das Lamento über die Ungebräuchlichkeit des Ausdrucks – erscheinen im Rückblick jedoch als strategische Hinweise und bedürfen näherer Betrachtung. Denn pikanterweise ruft de Vries mit dem prä-darwinistischen Konzept der Mutation just diejenigen an, die seinerzeit versuchen, über das Konzept der Transmutation ›äußere‹ Einflüsse auf die ›inneren‹ Vererbungsprozesse zuzulassen. Zu dieser, aus heutiger Sicht paradoxen, einst womöglich freundlichen Revolte ist gleich einiges zu notieren. Zuvor ist festzuhalten, dass dieses Zurückdrehen einer Theorie auf ältere Begriffe dann doch nicht in der vollen Schärfe dieser zwei Sätze erfolgt. Schon weil sich de Vries im Aufstellen seiner »Mutationshypothese« unter anderem gerade auf die damals hochaktuellen Befunde der zeitgenössischen Paläontologen stützt, die er in seiner feindlichen Übernahme ausführlich diskutiert. Die Mutation am Beginn ihrer modernen Karriere in der Biologie ist zunächst, bevor sie zum ubiquitären Werkzeug in der Molekularbiologie wird, ein Gegenstand gerissener Begriffsdiplomatie.

Feindliche Übernahme

Um seine Befunde begrifflich zu fassen, muss de Vries nicht auf eine vage Uridee zurückgehen. Er wertet verschiedene, bereits existierende Mutationsbegriffe um. Zentral ist dabei der in der Paläontologie bereits geschärfte Mutationsbegriff, den Wilhelm Heinrich Waagen bereits 1869 in *Die Formenreihe des Ammonites Subradiatus* eingeführt hatte.¹⁵ Zentral in Waagens Studie zu den Cephalopoden ist der Artbegriff, vor allem aber die Historizität von Arten, deren Varietäten hier nicht nur in morphologischer, vielmehr in historischer Abfolge begriffen werden. Zu unterscheiden sei »zwischen räumlichen und zeitlichen

15 Vgl. Bowler: *Eclipse of Darwinism* (Anm. 6), S. 201; Marshall: »Meanings« (Anm. 14) und Toepfer: »Mutation« (Anm. 14).

Varietäten«, und zeitliche Varietäten benennt er mit dem »neuen Ausdruck ›Mutation«.¹⁶ Im Unterschied zu den vielzähligen »schwankenden« Abweichungen einer Art innerhalb einer Zeitebene – bzw. einer Sedimentschicht, bilden Mutationen »constante Abänderungen, welche aber nicht neben einander, sondern über einander, zeitlich nach einander folgen.«¹⁷ Dabei ringt er mit Möglichkeiten, diese begriffliche Trennung von historischen Artvarietäten in der Nomenklatur Linnés unterzubringen: er schlägt vor, die Zugehörigkeit und das Nacheinander von Stammart und Mutation mittels des mathematischen Wurzelzeichens und zwei übereinander geschriebenen Speziesnamen zu verdeutlichen. Zur Übernahme des mathematischen Symbols schreibt er: »Endlich darf ich vielleicht auch noch darauf hinweisen, dass es nichts so ganz Ausserordentliches sei, dass ein Begriff aus einer Wissenschaft in die andere übergeführt wird [...]«¹⁸

Waagens Begriff übernimmt de Vries allerdings dann jedoch vor allem in Auseinandersetzung mit dem jüngeren Wirbeltierpaläontologen William Berryman Scott, dessen Aufsatz »On Variations and Mutations« 1894 erschienen war. Mutationen bezeugen bei Scott – ebenso wie bei Waagen – die langsamen, graduellen, Waagen sagt: »minutiösen« Verschiebungen der Arten. Scott hebt jedoch weniger auf die Bedeutung des Begriffs für die Nomenklatur der Arten, als vielmehr auf dessen evolutive Signifikanz ab. Die paläontologische Mutation mit ihren »imperceptible gradations« wendet er nachdrücklich gegen zeitgenössische Annahmen von diskontinuierlicher Evolution, maßgeblich gegen William Bateson.¹⁹ Mehr noch: Während Variationen für die Artentwicklung weniger bedeutend sind (»lawless and uncontrolled«), resultiert »phylogenetic change« aus richtungsmäßigen Entwicklungen »orderly advance«.²⁰ Mutationen dienen als Beleg für diese orthogenetische, »gerichtete« Variationsentstehung. Hierzu zitiert Waagen dann Melchior Neumayrs Plädoyer für eine »Mutationsrichtung« entgegen den »regellosen« Varietäten.²¹

Dass de Vries in seiner Theorie der spontanen, sprunghaften Artentstehung ausgerechnet auf den paläontologischen Mutationsbegriff zurückgreift, um ihn dort einer neo-Lamarckistisch, von gerichteten Entwicklungsprozessen geprägten Auffassung der Artentstehung zu entwenden und in ein neo-Darwinistisches System zu überführen, gleicht also einem offenen Affront.²² Noch Jahre später registriert eine Fußnote in Charles Deperéts *Les transformations du monde animal* (1907, dt. 1909) leise die Empörung:

*De Vries schlug vor, diese Erscheinungen plötzlicher Veränderungen mit dem Namen Mutationen zu bezeichnen. Dieser Ausdruck ist sehr zu bedauern und sollte nicht angenommen werden, denn Waagen hat diesen Namen schon lange vor de Vries auf eine ganz entgegengesetzte Erscheinung, auf die langsamen und schrittweisen Variationen angewandt [...]. Den von de Vries beobachteten Erscheinung sollte man lieber den Namen Explosionen geben, der übrigens weit bezeichnender ist.*²³

Aber de Vries entwindet den Begriff nicht nur den Neo-Lamarckisten, um ihn für eine neo-Darwinistische Argumentation verfügbar zu machen. Eine wichtige Rolle spielt auch die mit ihm verbundene Forschungs-

16 Wilhelm Heinrich Waagen: *Die Formenreihe des Ammonites subradiatus: Versuch einer paläontologischen Monographie*, in: *Geognostisch-Paläontologische Beiträge* 2 (1869), S. 179–256, hier S. 186 (8).

17 Ebd., S. 189 (11).

18 Ebd. Bei aller Distanz folgt de Vries dann aber doch Waagens Plädoyer für die Einführung »ternärer Artnamen« (vgl. *Mutationstheorie*, S. 120).

19 George Gaylord Simpson: »Biographical Memoir of William Berryman Scott, 1858–1947«, in: *National Academy of Sciences of the United States of America Biographical Memoirs*, 70th Memoir 25 (1948), S. 187–188: »In a critical review of Bateson's work, Scott later (1894) maintained that random and discontinuous variations (i.e., very nearly mutations in the later genetical sense) have little to do with evolution, which normally proceeds by continuous and oriented change (mutation in the original sense of Waagen, not in that of the later geneticists).« Vgl. ferner Ernst Mayr: *Die Entwicklung der biologischen Gedankenwelt: Vielfalt, Evolution und Vererbung*, Berlin u.a. 1984 (2002), S. 489.

20 William Berryman Scott: »On Variations and Mutations«, in: *American Journal of Science*, 3rd Series, 48 (1894), S. 355–374, hier S. 370.

21 Melchior Neumayr: *Die Stämme des Thierreiches: Wirbellose Thiere*, Wien 1889, zit. in Scott: »Mutation« (Anm. 20), S. 372–373.

22 Bowler: *The Eclipse of Darwinism* (Anm. 6), S. 201.

23 Charles Deperét: *Die Umbildung der Tierwelt: Eine Einführung in die Entwicklungsgeschichte auf paläontologischer Grundlage*, übers. von Richard Wegener, Stuttgart 1909, S. 256 n.1.

methodik. Der Paläontologie Waagen verstand seine Disziplin, wie er schreibt, als eine »historische«; Scott wiederum vergleicht sie mit der Philologie: »Very interesting and instructive analogies exist between the history, aims, and methods of comparative philology, on the one hand and those of animal morphology, on the other.«²⁴ Gegen diese, notwendig beschreibenden Verfahren stellt de Vries das experimentelle Studium der genetischen Mutation, das bekanntlich weit über die Botanik hinaus Schule machen und mit Thomas Hunt Morgan direkt in die *Drosophila*-Genetik führen soll.²⁵ Auch diese methodische Umwertung am Begriff bedarf einiger Kniffe. So führt *Die Mutationstheorie* den *aktuellen* paläontologischen Begriff etwa in einem Abschnitt ein, der dann auch trotz der darin genannten (später teils ausführlicher besprochenen) »neueren Autoren« als »historische Uebersicht« beschrieben wird (51). Von dieser so in die Vergangenheit abgeschobenen Warte aus zeigen sich »die schönen Entdeckungen der Paläontologen« kaum als ernstzunehmende Kritik an Bateson, und noch deren (bereits ausdefinierter) Mutationsbegriff erscheint seltsam inadäquat, denn »die Mutation selbst, die Umwandlung der einen Art in die andere, ist selbstverständlich nicht Gegenstand paläontologischer Forschung; nur die Reihe der auf einander folgenden Formen kann man studieren« (*Mutationstheorie*, S. 49). Eben jene Selbstverständlichkeit ist aber erst das, was de Vries zu zeigen beabsichtigt. In dieser Umstellung von historischer zu experimenteller Mutationsforschung – was der zeitgenössische Wissenschaftstheoretiker Wilhelm Windelband als Spannung zwischen »idiographischer« und »nomothetischer« Wissenschaft diagnostiziert²⁶ – unterstellt er der Paläontologie ferner, auf naive Weise den Gegebenheiten ihres Materials zu verfallen, wenn sie entlang der Sedimentschichten gleichfalls eine Mutationsrichtung annimmt, wo keine ist: »Die phylogenetischen Veränderungen gehen geradlinig auf das endliche Ziel los, sehr wenig seitlich abweichend, fast nie in Zickzacklinien fortschreitend. Ob man dabei aber die natürliche Auslese als das Bestimmende annimmt, oder die Variation selbst in bestimmter Richtung stattfinden lässt, ist offenbar Sache persönlicher Auffassung« (*Mutationstheorie*, S. 49).

Denn der paläontologische Befund spiegelt epistemische Sicherheit nur vor. De Vries wendet, ähnlich wie Darwin, ein, »dass in geologischen Zeiten sehr viele neu entstandene Formen in ihrer Jugend untergegangen sein werden, ohne irgend eine Spur zu hinterlassen.« Ebenso »[deuten] [d]ie kontinuierlichen Serien [...] auf eine Auslese in constanter Richtung während langer Zeiträume, fordern aber zu ihrer Erklärung eine Mutabilität in constanter Richtung, nach meiner Ansicht, durchaus nicht« (*Mutationstheorie*, S. 142). Wie nebenher delegitimiert dieser – fast als nichtig vorgetragene – Streit der Ansichten das »historische« Mutationskonzept und münzt es, in der Übernahme seine kontraselektionistische Prägung um in ein experimentelles Konzept, das auf die die Annahme von artbildenden Mutationen in allen Richtungen hinaus laufen wird. *Durch* die Umwertung des Begriffs so nicht nur orthogenetische und Lamarckistische Annahmen verdrängt – hier wird auch versucht, biologischer Forschung ein neues epistemisches Profil zuzuweisen.

Freundliche Revolte

Zufällige Mutationen haben heute gemeinhin nicht viel mit der Lamarckistischen Vorstellung von der Vererbung erworbener Eigenschaften zu tun. In dem Abschnitt »Die Transmutationslehre vor Darwin«

24 Scott: »Mutation« (Anm. 20), S. 355.

25 Zu der dichten Verflechtung zeitgenössischer Theorien siehe u.a. Raphael Falk: »The Struggle of Genetics for Independence«, in: *Journal of the History of Biology* 28 (1995) 2, S. 219–246.

26 Dies verdankt Vf. einem Hinweis von Georg Toepfer auf Wilhelm Windelband: *Geschichte und Naturwissenschaft*, 3. Auflage, Straßburg 1904.

bezieht sich de Vries zwar kurz auf Lamarck und Isidore Geoffroy Saint-Hilaire als »philosophische Transmutationisten«, ohne jedoch ausführlicher auf sie einzugehen, und ohne etwa, wie noch beispielsweise in Charles Darwins »An Historical Sketch of the Progress of Opinion on the Origin of Species«, ab der 3. Auflage dem Buch *On the Origin of Species* beigelegt, tatsächlich die reichhaltige Literatur zur Transmutation der Arten aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert zu sichten. Er begnügt sich diesbezüglich mit dem Hinweis auf Darwins »Historical Sketch«. An diesem Vorgehen ist auffällig, dass so versucht wird, weniger an den Mutationsbegriff vor Darwin, als vielmehr an den Darwins anzuknüpfen.

Die Selektionslehre entspringt, wie de Vries hervorhebt, Darwins Unterfangen von 1858, ein Buch über die »transmutation of species« zu schreiben.²⁷ Dass *On the Origin of Species* zur Ausarbeitung einer Selektionstheorie gerät, erscheint bei de Vries als eine ungeklärte Ambivalenz in Darwin selbst, deren Auflösung als Selektion gleichsam auf die Ebene der Darwin-Rezeption verschoben wird, die den eigentlichen Transmutationisten, sprich Darwin, unterschlägt. In dieser vermittelnden Abkehr von der Selektionstheorie blendet de Vries folgerichtig aus, dass auch Darwin an wenigen Stellen zumindest das Wort »Mutation« verwendet, weil wenig passend, da es, siehe oben, fast immer mit Blick auf paläontologische Befunde und deren allmähliche Übergänge ineinander verwendet wird.²⁸ Nicht zitiert wird auch Darwins Gebrauch von »Transmutation« als diametral der möglicherweise sprunghaften Erscheinung von Unterarten (sudden appearance of whole groups of Allied Species) entgegen geordnet.²⁹

Dieser wohlwollende Umgang mit Darwin zeigt sich auch in de Vries' Kritik an Darwins Artbegriff. De Vries' fasst Mutationen als selbst *artbildend* und nicht, wie Darwin die Spontanvariation als Übergänge *zwischen* Arten auf, die erst durch Selektion zu Arten würden. Arten unterscheiden sich nach de Vries bereits durch »elementare« Veränderungen, aus denen die Selektion dann zwar auswählt, die aber nicht durch sie entstehen. Die »elementare Art« versucht damit auch, den Artbegriff von der Ebene der Beschreibung in das Material selbst zu verlagern. Konsequenter argumentiert er gegen die »übernatürliche Würde des Linné'schen Artbegriffes« (*Mutationstheorie*, S. 122). Dessen, und damit auch Darwins Arten seien, so de Vries, nämlich »Sammelarten und keine wirklichen Einheiten« (*Mutationstheorie*, S. 13). Dagegen hält er: »Ueberall, wo es sich darum handelt, dem Ursprung der einzelnen Arten experimentell nachzuforschen, sind die elementaren Formen die Arten. Die anderen sind Gruppen oder historische Gebilde, welche sich bereits aus diesem Grunde dem Experiment entziehen« (*Mutationstheorie*, S. 120). Aber auch wenn de Vries mit seinem, für den Mutationsbegriff wichtigen Konzept der »elementaren Art« entschieden von Darwin abweicht, begründet er dies aus Darwin heraus: »Darwin nannte solche Charaktere: die Elemente der Art, und daher rührt für die durch je ein solches Element unterschiedenen Formen, der Name elementare Arten« (*Mutationstheorie*, S. 42).

27 Francis Darwin (Hg.): *The Life and Letters of Charles Darwin, Including an Autobiographical Chapter*, London 1887, Bd. I, S. 85; zit. in *Mutationstheorie*, S. 17.

28 Die wenigen Stellen, an denen Charles Darwin, in *On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life*, London 1859, das Wort Mutation verwendet, beziehen sich meist direkt auf die Paläontologie: »But I do not pretend that I should ever have suspected how poor a record of the mutations of life, the best preserved geological section presented, had not the difficulty of our not discovering innumerable transitional links between the species which appeared at the commencement and close of each formation, pressed so hardily on my theory« (S. 302); »Why does not every collection of fossil remains afford plain evidence of the gradation and mutation of the forms of life?« (S. 463) sowie »The belief that species were immutable productions was almost unavoidable as long as the history of the world was thought to be of short duration; and now that we have acquired some idea of the lapse of time, we are too apt to assume, without proof, that the geological record is so perfect that it would have afforded us plain evidence of the mutation of species, if they had undergone mutation.« (S. 481)

29 Darwin: *Origin* (Anm. 27), S. 302: »The abrupt manner in which whole groups of species suddenly appear in certain formations, has been urged by several palaeontologists, for instance, by Agassiz, Pictet, and by none more forcibly than by Professor Sedgwick, as a fatal objection to the belief in the transmutation of species.«

Rapunzel-Effekt

Die Annahme, in der de Vries'schen Gründung des modernen Mutationsbegriffes eine konkret anti-Lamarckistische Wendung anzunehmen, ist also sicher korrekt, doch recht verwickelt. Zumindest fußt sie ebenso gut, wenn nicht besser in der Kritik gegen eine historische Heuristik in der Biologie – egal, ob von Darwin, Waagen oder Lamarck autorisiert. Tatsächlich findet sich keine einzige direkte Referenz auf Lamarcks *Philosophie zoologique, ou, Exposition des considérations relative à l'histoire naturelle des animaux* (1809) in de Vries' Theorie, wohl aber eine längere, »möglichst genaue« Übersetzung von dessen Eintrag zu »Onagraire« aus Band IV von Lamarcks *Encyclopédie Méthodique: Botanique* (1796). Lamarck beschreibt dort die Pflanzenart, die für de Vries zur »Norm für die Entstehung von Arten« (*Mutationstheorie*, S. 182) wird.³⁰

Dieser Eintrag ist insofern bedeutsam, als er den Blick nachdrücklich auf die Rolle des beforschten Objekts als »epistemisches Ding« und die »Dialektik von Fakt und Artefakt« lenkt.³¹ Jim Endersby, Luis Campos u.a. haben in diesem Zusammenhang bereits auf die epistemische Rolle von *Oenothera* in der Genese der Mutationstheorie hingewiesen.³² De Vries' Suche nach einem Organismus, an dem sich Evolution experimentell erforschen lässt, führt ihn 1886 zu einer Ackerbrache in der Nähe von Hilversum. In vielen Varianten wuchsen dort damals die heute legendären *Oenothera Lamarckiana*, Rotkelchige Nachtkerzen – eine Unterart der im 17. Jahrhundert aus Amerika eingeführten, in Europa schnell heimischen Nachtkerzen, zunächst angebaut als Zier-, dann als Gemüse- und heute Arzneipflanze. Zu den deutschen Namen zählt seit dem 18. Jahrhundert übrigens auch »Rapunzel« und »Rapunzelsellerie«. Der Eintrag in Grimms Wörterbuch lautet: »RAPUNZELSELLERIE, m. *oenothera biennis*, auch gelbe rapunzeln, gartenrapunzeln« mit Verweis auf Phillip Andreas Nernichs *Polyglotten-Lexicon der Naturgeschichte* (1793–1798).³³ Die Pflanze ist – wenn man der üblichen Lesart der Rapunzel als Synonym für Petersilie und Feldsalat widersprechen darf – nicht nur im gleichnamigen Grimmschen Hausmärchen ein von Schwangeren gern genommenes Kraut.³⁴

Aber von dieser in Kürze wichtigen Abschweifung zurück zu de Vries. Aufgrund der beobachteten Varianten schätzt de Vries diese Pflanzen als eine zur Zeit veränderliche Art ein und kultiviert unterschiedlichste Varianten, um die Hervorbringung von Variationen zu studieren. Beobachtungen an dieser Pflanze, experimentelle Züchtungsversuche, statistisches Know-how (nach Galton und Quetelet) und scharfsinnige Erklärung fügt de Vries zur Mutationstheorie. Weder späteren Kommentatoren, noch de Vries selbst, ist dabei die feine Ironie entgangen, dass die Pflanze, die die Mutation als ein gegen Lamarck gewendetes Konzept inspiriert, von Lamarck erstbeschrieben wird. In *Species and Varieties*, seiner amerikanischen Vorlesungsreihe über die Mutationstheorie, bemerkt er dazu:

The large-flowered evening-primrose was also cultivated about the beginning of the last century in the gardens of the Museum d'Histoire Naturelle, at Paris, where it was noticed by Lamarck, who at once distinguished it as an undescribed species. He wrote a complete description of it and his type speci-

30 Jean-Baptiste Lamarck: *Encyclopédie méthodique: botanique/Par m. le chevalier de Lamarck*, Bd. 4 Paris/Liège 1796, S. 550–554; zit. in: *Mutationstheorie*, S. 317.

31 Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge: eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001, S. 115; zuerst in Englisch als idem: *Toward a History of Epistemic Things: Synthesizing Proteins in the Test Tube*, Stanford 1997.

32 Siehe Jim Endersby: *A Guinea Pig's History of Biology: The Plants and Animals Who Taught Us the Facts of Life*, London 2007; Luis Campos/ Alexander von Schwerin (Hg.): *Making Mutations: Objects, Practices, Contexts. A Cultural History of Heredity Workshop at the Max Planck Institute for the History of Science, Berlin, 13–15 January 2009*, Berlin 2010 (= Pre-print series of the Max Planck Institute for the History of Science, No. 393).

33 *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, 16 Bde. in 32 Teilbänden, Leipzig 1854–1961, Quellenverzeichnis Leipzig 1971, Online-Version vom 18.04.2013.

34 Inwieweit sich das Grimm'sche Märchen auf diese Rapunzel, und nicht auf den eben so benannten Feldsalat – auch dieser heißt im Wörterbuch Rapunzel – oder die Glockenblume beruft, bleibt spekulativ. Allerdings spräche die Wehen einleitende Wirkung des Krautes dafür. Dazu vgl. B L McFarlin u.a.: »A National Survey of Herbal Preparation Use by Nurse-midwives for Labor Stimulation: Review of the Literature and Recommendations for Practices«, in: *Journal of Nurse-Midwifery* 44 (1999) 3, S. 205–216.

*mens are still preserved in the herbarium of the Museum, where I have compared them with the plants of my own culture. Shortly afterwards it was renamed by Seringe, in honor of its eminent discoverer, whose name it now bears. So Lamarck unconsciously discovered and described himself the plant, which after a century, was to become the means of an empirical demonstration of his far-reaching views on the common origin of all living beings.*³⁵

Unconsciously? Das »Unbewusste« der Naturgeschichte geht, so der Lauf des Arguments, in der experimentellen Deszendenzlehre auf, die damit selbst den Platz beansprucht, den naturhistorisches Raisonement vorher inne hatte. Selbstbewusst stellt de Vries dieser vor allem in den USA populären Vorlesungsedition seiner Mutationstheorie drei Motti voran, die den Platz seiner Theorie bestimmen: 1) »The origin of species is a natural phenomenon. LAMARCK«, 2) »The origin of species is an object of inquiry. DARWIN« sowie 3) »The origin of species is an object of experimental investigation. DeVRIES.« Naturgeschichte, Naturforschung und Experimentalmethode folgen klimaktisch aufeinander.

Dazu ist nur passend, dass de Vries neben dem Lamarckschen Mutationsbegriff auch dessen Klassifikation von *Oenothera* zurecht rückt: »Die Original-Exemplare von Lamarck befinden sich jetzt noch im Herbar des *Museum d'histoire naturelle*, und sind dort mit derselben Nummer 12 bezeichnet wie im Dictionnaire. Ich habe diese Exemplare ausführlich mit der Beschreibung und mit den von mir in meinem Versuchsgarten cultivirten Pflanzen verglichen und mich von der völligen Identität überzeugt.« In subtiler Provokation zweifelt dann aber die dazugehörige Fußnote an der Autorschaft Lamarcks hinsichtlich der vielfältigen Benennungen der Pflanze:

Es scheint, dass nicht Lamarck, sondern Poiret den Abschnitt über Oenothera im Dictionnaire geschrieben hat. Die Exemplare im Herbar tragen die Beischrift O. grandiflora, von Poiret geschrieben. In demselben Herbar befindet sich, im Umschlage der O. biennis, ein Exemplar von Oenothera grandiflora Lam., und unter diesem Namen, welches aus der Sammlung des Abtes Pourret herrührt und mit dieser von Dr. Barbier im Jahre 1847 dem Museum geschenkt wurde. Diese Pflanze wurde wahrscheinlich von Pourret zur Zeit seines Besuches in Paris 1788 im Garten des Museums gesammelt. Spach hat später neben dieses Specimen geschrieben: Onagra vulgaris grandiflora Spach, was die Identität dieses Namens mit O. Lamarckiana Ser. beweist. Auch diese Pflanze stimmt mit meinen Culturen genau überein (Mutationstheorie, S. 317).

In der Forschung und Begriffsstrategie von de Vries ist die Mutation an dieser Stelle längst zu einem Begriff umgestaltet, der gegen Lamarck greift. Dass dann noch die Lamarck'sche Nachtkerze ihrem Entdecker durch den Forscher entwendet wird, der sie Modellorganismus experimenteller Forschung macht, gehört zum harten Geschäft terminologischer Umwertungen. Denn zu beachten ist, dass de Vries auch hier feinsinnig den Unterschied zwischen seiner »lebenden« experimentellen und der »getrockneten« historischen Untersuchung jener Nachtkerze suggeriert, wenn er einfügt, dass Lamarck »weder Exemplare aus der amerikanischen Heimath, noch sonst wildwachsende Individuen studirt, noch auch die Pflanze im lebenden Zustand untersucht [hat]. Seine Beschreibung bezieht sich auf die getrockneten Exemplare des Pariser Herbars« (*Mutationstheorie*, S. 316).

Bekanntlich hat Paul Kammerer in seiner Forschung zur Vererbung erworbener Eigenschaften die Veränderungen an seinem beforschten Organismus frisiert: Es gibt diesen Trug am beforschten Ding, das der Theorie gemäß erzogen wird. Aber es gibt auch den Trug, der im beforschten Organismus selbst

³⁵ Hugo de Vries: *Species and Varieties, Their Origin by Mutation; Lectures Delivered at the University of California*, hg. v. Daniel Trembly MacDougal, Chicago 1905, S. 522–523. Meine Hervorhebung.

haust, indem er mit seinen dunklen Eigenschaften zum Fehlbefund einlädt. Die Mutationstheorie in der de Vries'schen Fassung, inspiriert von *Oenothera*, gerät aufgrund dieses Trugs in der Biologie schnell unter Druck. Was de Vries nicht wissen konnte, aber bald lernen musste, war, dass das, was die spontane Veränderung des Erbguts, die er Mutation beschrieb, dann letztlich doch nur aus seltenen, d.h. eben nicht repräsentativen Erbveranlagungen seines Pflanzenmodells hervorging³⁶ – welche etwa »Kombinanten«, nicht »Mutanten« gebiert.³⁷ Zur einsetzenden, unerbittlichen Kritik zählt dann nur folgerichtig, dass de Vries selbst dann die Klassifikation »seiner« Pflanze streitig gemacht wird, die er einst triumphal den Lamarckisten entwand. Lamarcks *Oenothera* seien in Wirklichkeit *Oenothera grandiflora Solander*, und falls man doch auf *Oenothera Lamarckiana* bestehen wolle, müsse man diese – welch Ironie – umtaufen in *Oenothera Lamarckiana de Vries*.³⁸ Lamarcks Nachtkerze entpuppt sich hinsichtlich der de Vries'schen Fassung des Mutationsbegriffs also als Nebelkerze – als späte »unbewusste« Rache Lamarcks an der Umwertung seiner Transmutation zur Mutation. Dass damit der Mutationsbegriff nicht fällt, hat dann viel mit den experimentellen Verfahren zu tun, die de Vries vorangetrieben und publik gemacht hatte.³⁹ Daneben zehrt das Überleben der Mutation auch von einer strategischen Begriffsbildung, die es trotz aller Einwände gegen den Status des Forschungsobjekts möglich macht, unterschiedlichste Phänomene der Erbänderung als Mutation zu begreifen: Studien zur Polyploidie und eben auch zu den kleinteiligen Änderungen, die Thomas H. Morgan an *Drosophila* zu beobachten beginnt, lassen sich damit fassen.

Dennoch ist der begriffsgeschichtliche Beitrag von *Oenothera* immens. Als Modellorganismus suggeriert sie aufgrund ihrer ungeklärten Eigenschaften erstens eine Theorie. Diese nötigt zweitens zu einer Differenzierung von Untersuchungsverfahren und einer folgeschweren Begriffsbildung, welche drittens nachträglich falsifiziert werden kann, um schließlich viertens dennoch auf Grund einer schnell avancierenden Methodik sowie Thesenbildung – aller Inkongruenz zwischen Begriff und Phänomen trotzend – eine begriffshistorische Macht zu entfalten, die heute noch in den Lebenswissenschaften überprüft werden kann. Ich schlage vor, dieses vierstufige Sonderphänomen der Begriffsbildung schlicht auf den Namen »Rapunzel-Effekt« zu taufen. Mehrfach ruft im Märchen der Prinz Rapunzel an, aber letztlich wird sich Rapunzel als Hexe entpuppen, die zwar Prinz und *Oenothera* zunächst ins Unglück stürzt, aber ein glückliches Happy End nicht verhindern kann. Im Vertrauen auf die Logik des Zusammenhangs zwischen beforschtem Phänomen und Begriff wird ein Material angesprochen, dass sich als verhext entpuppen, aber gerade deswegen, wegen der verhexenden Unschärfe, ein neusichtiges Fortleben des Begriffs nährt.

Wie weiter oben angedeutet, ist die Mutation erfolgreich andere Wege gegangen. Jedoch fand, wie es heutigen, nicht mehr ausschließlich durch Genmutation-Selektion geprägten Artbildungstheorien entspricht, de Vries z.B.: »*unknowingly* [...] the importance of polyploidy and chromosomal rearrangements in plant speciation.«⁴⁰ *Unknowingly?* Was bedeutet die Substitution des Unbewussten bei Lamarck durch das Ungewusste bei de Vries an dieser Stelle? Diese Frage bleibt ungelöst und harrt weiterer Untersuchung. Das Fazit an dieser Stelle lautet, erstens: Dass die Mutation sich durchgesetzt hat, nicht nur metaphorische Dekonstruktion des Transmutations- und paläontologischen Mutationsbegriffes ernst nimmt, die er vor dem Hintergrund seiner *Oenothera*-Experimente leistet. Die begriffliche Wirkmacht dieser Theorie ist vergleichbar mit dem, was de Vries über Darwins Anwendung der Malthus'schen Selektionstheorie

36 Genauer beschrieben hat dies Garland E. Allen: »Hugo de Vries and the Reception of the »Mutation Theory«, in: *Journal of the History of Biology* 2 (1969) 1, S. 55–87.

37 Nils Heribert-Nilsson: *Die Spaltungerscheinungen der Oenothera lamarckiana*, Lund 1915.

38 Bradley Moore Davis: »Lamarck's Evening Primrose (*Oenothera lamarckiana* Seringe) Was a Form of *Oenothera grandiflora* Solander«, in: *Proceedings of the American Philosophical Society*, Bd. 66, The Record of the Celebration of the Two Hundredth Anniversary of the Founding of the American Philosophical Society (1927), S. 319–355.

39 Siehe dazu Sharon E. Kingsland: »The Battling Botanist: Daniel Trembly MacDougal, Mutation Theory, and the Rise of Experimental Evolutionary Biology in America, 1900–1912«, in: *Isis* 82 (1991), S. 479–509.

40 Masatoshi Nei / Masafumi Nozawa: »Roles of Mutation and Selection in Speciation: From Hugo de Vries to the Modern Genomic Era«, in: *Genome Biology and Evolution* 3 (2011), S. 812–829.

schreibt: »Aber es war das Genie des grossen Denkers, nicht die Güte des Geräthes, welches im Grunde den glücklichen Erfolg bewirkte« (*Mutationstheorie*, S. 25). Zweitens hat dem entgegen eben doch die mangelnde *Güte des Geräthes* den Begriff belebt. Und drittens: Man muss, in der Fügung von Luis Campos, den de Vries'schen Mutationsbegriff als Einladung zu einer pluralistischen Interpretation der Mutation verstehen (»pluralistic understanding of mutation«).⁴¹

41 Siehe Luis Campos' Projektbeschreibung am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, »Mutatis Mutandis: The Shifting Meaning of Mutation«, auf www.mpiwg-berlin.mpg.de/en/research/projects/DeptIII_Campos_Mutation, 2009.

Anführungszeichen als Symptom. Zum historischen Bedeutungs- und Funktionswandel einer Zeichenform¹

Falko Schmieder

They stole away the meaning words used to have. It's like learning a whole new language in a strange new world. As if you can teach people to get used to anything—that you are and at the same time, you aren't, that you exist, and at the same time, you don't, that you're lying and telling the truth all together. I feel like I've come back from some other planet.

ARNOŠT LUSTIG, *Darkness Casts No Shadow*

In diesem Beitrag möchte ich mich mit einer Zeichenform befassen, die auf den ersten Blick unscheinbar und trivial zu sein scheint: den Anführungszeichen, die man salopp auch Gänsefüßchen oder Hasenöhrchen nennt. Für die Historische Semantik und Begriffsgeschichte ist die Bedeutung dieser Zeichen längst erkannt. Wie Martin Wengeler im Anschluss an Ludwig Jäger und Dietrich Busse herausgestellt hat, handelt es sich bei der Verwendung von Anführungszeichen um eine sprachreflexive Äußerung, der insbesondere für die Analyse des politischen Sprachgebrauchs eine Anzeigerfunktion zukommt – wird doch an ihnen eine bewusste Distanzierung von bestimmten Sprachgebräuchen und Wortverwendungsweisen greifbar. Nach Wengeler lösen explizite Wortthematisierungen zumindest ansatzweise das Problem des Auffindens von Belegstellen, die das Auftauchen neuer oder den Plausibilitätsverlust älterer Bedeutungen anzeigen. Mit ihrer Analyse werden Schwellen vom okkasionellen zum usuellen Wortgebrauch sichtbar und die Erfassung des Auftretens semantischer Innovationen stärker objektivierbar. Besonders in den sprachgeschichtlichen Forschungen der Düsseldorfer Schule ist deshalb das Aufsuchen von in Form von Anführungszeichen explizit gemachten Sprachthematisierungen zu einer »zentralen ›Findungsmethode« gemacht worden.² So weit ich sehe ist diese Methode punktuell in Bezug auf die Verwendung einzelner Wörter in Anschlag gebracht worden, was sich mit dem besonderen Interesse am politischen Sprachgebrauch und insbesondere am Einsatz ›brisanter Wörter‹ begründen lässt. Im Unterschied dazu geht es mir im vorliegenden Beitrag nicht primär um die Analyse einzelner Verwendungen, sondern – auf einer

1 Bei dem Beitrag handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrages, den ich auf dem Workshop *artefrakte. Politisch motivierte Gewalt und experimentelle Darstellungsformen in Kunst und Literatur* im Dezember 2012 in Hamburg gehalten habe. Ich danke den Organisatorinnen Esther Kilchmann und Claudia Nickel sowie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern für Anregungen und Kritik.

2 Vgl. Martin Wengeler: »Beabsichtigter Sprachwandel und die ›Unsichtbare Hand‹. Oder: Können verbale Strategien die Bedeutungsentwicklung ›brisanter Wörter‹ beeinflussen?«, in: Oswald Panagl/Horst Stürmer (Hg.): *Politische Konzepte und verbale Strategien. Brisante Wörter – Begriffsfelder – Sprachbilder*, Frankfurt a.M./u. a. 2002, S. 63–84, bes. S. 67–71.

verallgemeinernden Ebene – um die Herausarbeitung eines grundlegenden historischen Bedeutungs- und Funktionswandels des Einsatzes dieser Zeichenform. Im ersten Teil gehe ich kurz auf deren (Vor-) Geschichte ein, um mich dann im zweiten Teil zwei Feldern zuzuwenden, in denen diese Zeichen nicht nur häufig, sondern, worauf es mir ankommt, in einem epistemisch neuen Sinne eingesetzt worden sind, nämlich im Zusammenhang der Auseinandersetzung mit den Folgen der Shoah und der Entwicklung der Atomwaffen. Ausblickhaft möchte ich dann noch die Frage aufwerfen, was es mit der zu beobachtenden Generalisierung der neuen Funktionen der Anführungszeichen auf sich haben könnte.

I

Der Gebrauch von Anführungszeichen lässt sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Zu den ersten Funktionen gehört das Hervorheben besonders wichtiger Textpassagen, die Anführung von Werktiteln, Namen und fremdsprachlichen Ausdrücken sowie das Zitieren, also das Einrücken einer fremden Rede in den eigenen Text. Im Zuge der Herausbildung und Profilierung der Autorfunktion ergibt sich dann als weitere Funktion die der Sprachkritik: Anführungszeichen dienen, prominent etwa bei Georg Christoph Lichtenberg oder Jean Paul, als Mittel der Ironisierung und Distanzierung von herrschenden Sprachgebräuchen und Formulierungsweisen.³

In linguistischen Studien wird diese Form des Einsatzes von Anführungszeichen unter der Kategorie des Inhaltsvorbehalts und näher als Applikationsvorbehalt gefasst.⁴ Formal ist von einem durch Anführungszeichen signalisierten Applikationsvorbehalt dann zu sprechen, wenn ein bestimmter Ausdruck auf das Gemeinte nicht oder nur mit Einschränkungen zutrifft. Dieser Applikationsvorbehalt kann neben Anführungszeichen durch Wendungen wie *vermeintlich*, *angeblich*, *gewissermaßen*, *eine Art von*, *so genannt* u. ä. zum Ausdruck gebracht werden.⁵ Eine zweite, radikalere Form des Inhaltsvorbehalts ist der Begriffsvorbehalt, bei dem nicht nur die Anwendung eines bestimmten Ausdrucks auf einen bestimmten Fall, sondern der mit dem markierten Ausdruck verbundene Begriff selbst infrage gestellt wird. Mit anderen Worten wird ein durch Anführungszeichen signalisierter Inhaltsvorbehalt als Begriffsvorbehalt interpretiert, wenn der Leser annehmen kann, dass der Schreiber, der Anführungszeichen verwendet, nicht bloß die aktuelle Applikation problematisiert, sondern eine sinnvolle, vorbehaltlose Verwendbarkeit generell in Zweifel zieht.⁶ Seit dem 19. Jahrhundert ist der klassische Ort für diese Verwendung der Anführungszeichen die Wissenschaft, deren Bewegungsdynamik der schöpferischen Zerstörung von Wissensbeständen zur permanenten Revision der überkommenen Begriffsbildungen zwingt. In den 1930er Jahren hat deshalb Gaston Bachelard die historische Epistemologie auf eine Reflexion der Anführungszeichen verpflichtet, die für ihn Indikator einer Diskontinuität des Sinns oder einer Reform des Wissens sind.⁷

Da es mir auch um eine Kritik der bisherigen Auseinandersetzung mit den Anführungszeichen geht, möchte ich darauf hinweisen, dass in der bislang umfangreichsten Studie, die diesem Phänomen gewidmet ist, als Extremfall des Applikationsvorbehalts der Umgang mit den Euphemismen der Nazis gilt. Gemäß dieser Studie wird der Extremfall für einen Begriffsvorbehalt dann erreicht, wenn das Denotat,

3 Vgl. Renate Baudusch: »Einige Ausführungen zu den Anführungszeichen«, in: *Sprachpflege. Zeitschrift für gutes Deutsch* 32 (1983) 4, S. 49–64.

4 Vgl. Reinhard Klockow: *Linguistik der Gänsefüßchen. Untersuchungen zum Gebrauch der Anführungszeichen im gegenwärtigen Deutsch*, Frankfurt a.M. 1980, S. 177–188.

5 Vgl. Undine Kramer: »Striche mit Wirkung: Markierung und Konnotation durch Anführungszeichen«, in: Matti Luukkainen/Riitta Pyykkö (Hg.): *Zur Rolle der Sprache im Wandel der Gesellschaft*, Helsinki 2002, S. 166–179, hier S. 168.

6 Vgl. Klockow: *Gänsefüßchen* (Anm. 3), S. 190.

7 Vgl. Gaston Bachelard: *Epistemologie. Ausgewählte Texte*, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1974, S. 208–210.

wie in Darstellungen in der Science-Fiction-Literatur oder in den Berichten über Weltraumexpeditionen, außerhalb des irdischen Bezugsrahmens liegt.⁸

Damit wäre grob der Hintergrund umrissen, vor dem ich nun etwas ausführlicher auf die Verwendung von Anführungszeichen im Zusammenhang der Auseinandersetzung mit den Folgen der Shoah eingehen möchte.

II

In den Schriften der Überlebenden der Shoah ist die Problematisierung der Grenzen der Darstellbarkeit und der Reichweite der verfügbaren Begrifflichkeiten ein notorisches Thema.⁹ Das Gefühl, sich niemandem mitteilen zu können, der diese Erfahrungen nicht selbst durchgemacht hat, war bei den Überlebenden weit verbreitet. Immer wieder wurde artikuliert, dass der Bedeutungsgehalt der Begriffe der bürgerlichen Welt unter den Bedingungen der Todeslager seine Gültigkeit verliere. Schweigen und Sprachlosigkeit kollidierten allerdings mit dem existenziellen Bedürfnis vieler Überlebender, Zeugnis abzulegen und ungeachtet des überwältigenden Gefühls einer sprachlichen Diskrepanz über ihre Erfahrungen zu berichten. Eine Form, diesen Widerspruch auszutragen, war die bewusste Problematisierung der Unzulänglichkeit überkommener Begriffe. Die Verwendung von Anführungszeichen war eine Möglichkeit, Worte zu gebrauchen und sich zugleich von diesen Worten zu distanzieren. Durch die Markierung wird die volle Verantwortung für die Äußerung zurückgewiesen. Der Gebrauch von Anführungszeichen indiziert das Scheitern einer sprachlichen Integration des Widerfahrenden. Exemplarisch hierfür kann auf Primo Levis Buch *Ist das ein Mensch?* verwiesen werden, wo der Autor am Schluss des Kapitels »Diesseits von Gut und Böse« dem Leser nahe legt, »darüber nach[zudenken, was für eine Bedeutung unsere Worte ›gut‹ und ›böse‹ oder ›Recht‹ und ›Unrecht‹ im Lager haben konnten«. Und an einer anderen Stelle heißt es: »Ebenso wie unser Hunger nicht mit der Empfindung dessen zu vergleichen ist, der eine Mahlzeit verloren hat, verlangt auch unsere Art zu frieren nach einem eigenen Namen. Wir sagen ›Hunger‹, wir sagen ›Müdigkeit‹, ›Angst‹ und ›Schmerz‹, wir sagen ›Winter‹, und das sind andere Dinge.«¹⁰ Eine Sammlung der in den Texten von Überlebenden in Anführungszeichen gesetzten Wörter würde ein »lexicon of disruption«¹¹ ergeben. Keineswegs zufällig wird in den Schriften der Überlebenden häufig das Bild von einem anderen Planeten bemüht, um die Inkompatibilität der Erfahrungen zwischen bürgerlicher Welt und Lager zum Ausdruck zu bringen.¹² Diesem Bild korrespondiert die Folgerung von Primo Levi: »Hätten die Lager länger bestanden, wäre eine neue, harte Sprache geboren worden«¹³.

Vor dem Problem der Unanwendbarkeit der Begriffe standen auch diejenigen, die sich auf wissenschaftliche Weise mit der Shoah und ihren Folgen auseinandersetzten. Unabhängig voneinander stießen Vertreter verschiedener Disziplinen auf die Grenzen der Begrifflichkeit ihres jeweiligen Faches.¹⁴ Auch hier

8 Vgl. Klockow: *Gänsefüßchen* (Anm. 3), S. 324 f.

9 Vgl. Manuel Köppen/Klaus R. Scherpe: »Zur Einführung: Der Streit um die Darstellbarkeit des Holocaust«, in: dies. (Hg.): *Bilder des Holocaust. Literatur – Film – Bildende Kunst*, Köln/Weimar/Wien 1997, S. 1–12.

10 Primo Levi: *Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht*, aus dem Italienischen von Heinz Riedt, München 2007, S. 103, S. 148 f., vgl. das Original: Primo Levi: *Se questo è un uomo*, Torino 1958, S. 108, S. 156. Was es heißt, im Lager ›Hunger‹ zu haben, hat Tadeusz Borowski so festgehalten: »Real hunger is when one man regards another man as something to eat. I have been hungry like that, you see.« Zit. n. Lawrence Langer: *Verzweiflung der Überlebenden. The Holocaust and the Human Spirit*, New Haven/London 1991, S. 112.

11 Lawrence Langer: *Holocaust Testimonies. The ruins of memory*, New Haven/London 1991, S. xi.

12 Vgl. Antoni Kepinski: »Das sogenannte KZ-Syndrom. Versuch einer Synthese«, in: *Die Auschwitz-Hefte*, Bd. 2, hg. v. Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 1994, S. 7–13, hier S. 9; Langer: *Testimonies* (Anm. 10), S. 53.

13 Levi: *Mensch* (Anm. 9), S. 149.

14 Vgl. William G. Niederland: *Folgen der Verfolgung: das Überlebenden-Syndrom. Seelenmord*, Frankfurt a.M. 1980, S. 9.

wurde durch Anführungszeichen eine Sprachnot (*sinopia*) signalisiert, auf die dann mit der Einführung neuer Begriffe – wie etwa dem des *Überlebenden-Syndroms* oder dem des *Genozids*¹⁵ oder aber mit einer Umwertung überkommener Begriffe reagiert wurde.

Lassen sich die wissenschaftlichen Bemühungen um eine Erfassung der Folgen der Shoah noch als Spezialfälle des allgemeinen wissenschaftlichen Rektifizierungsprozesses im Sinne Bachelards begreifen, so stehen in der Perspektive der Überlebenden die in Anführungszeichen gesetzten Kategorien *ex negativo* für eine Erfahrung, von der generell infrage steht, ob sie an überkommene Erfahrungswelten anschließbar, ob – in der Terminologie von Hans-Georg Gadamer – eine Horizontverschmelzung überhaupt möglich oder ob der Bruch nicht unwiderruflich ist. Die Markierung bestimmter Wörter wäre dann als Symptom für eine Erfahrung zu verstehen, die sich nicht mehr erzählen und keiner Sinndeutung mehr zugänglich machen lässt. Standen die Anführungszeichen früher für den transitorischen Zustand einer momentanen Begriffsstutzigkeit oder Verlegenheit, so stehen sie jetzt für zwei inkompatible Universen und Zeitlichkeiten, die sich in keiner Meta-Erzählung mehr integrieren lassen. Lawrence Langer hat in diesem Zusammenhang von der Koexistenz von chronologischer und fortdauernder Zeit gesprochen.¹⁶ Der Gegensatz dieser Zeiten und korrespondierend der spezifische Charakter ihrer Markierung im Text wird deutlich, wenn wir vom Medium der Texte in das Medium der Videos hinüberwechseln. Die Sprachnot, die im Text durch Anführungszeichen signalisiert wird, erscheint hier auf der körperlichen Ebene in Form von Aussetzern der Rede, im Versagen der Stimme, in Erinnerungslücken oder in Zusammenbrüchen, also in verschiedenen Formen der Überwältigung und Überforderung des Subjekts, für die die klinische Reflexion einen neuen Traumabegriff erarbeiten musste.¹⁷ In Abgrenzung zum psychoanalytischen Traumabegriff, der auf einen Konflikt der psychischen Instanzen abhebt, wurden die Traumata der Überlebenden eher als Symptome der Geschichte selbst verstanden.¹⁸ Konstitutiv für das Trauma ist der Ausfall einer psychischen Vermittlung. Die traumatische Erfahrung scheint resistent gegen die Zeit und bildet einen monolithischen Block, der das Subjekt zwingt, eine Vergangenheit, über die es nicht verfügen kann, mit sich fortzuschleppen. Die Überlebenden wurden, so könnte man sagen, zum Symptom einer Geschichte, die sie selbst nicht in Besitz nehmen, nicht in ihre Lebensgeschichte integrieren können und von der sie vielmehr selbst besessen und heimgesucht werden – in Albträumen und Flashbacks etwa, in denen die vergangenen Ereignisse in Form psychischer Fotografien wiederkehren. Die Einführung des neuen Traumabegriffs ging nicht zufällig mit der Frage nach der Möglichkeit der Therapierbarkeit einher. Denn zielte die traditionelle Psychoanalyse auf die Wiederholung und Bewusstmachung der traumatischen Erfahrungen, so zeigte die klinische Arbeit mit Überlebenden, dass die Versuche der Aufarbeitung des Traumas auch zu einer Retraumatisierung führen konnten. John S. Kafka beschreibt die psychische Erfahrung des Nationalsozialismus als »Zerbrechen«, wodurch das implizite Ziel psychoanalytischer Behandlung, nämlich ein Gefühl der Kontinuität des eigenen Lebens herzustellen bzw. zurückzugewinnen, nicht mehr realisierbar ist.¹⁹ Das Trauma widerstrebt einer Aneignung durch das Subjekt und bleibt das Andere, nicht Identifizierbare, das narrativ nicht eingeholt werden kann. Die Realität der Massenvernichtung anerkennen bedeutet daher zugleich, die Beschränktheit der Analyse anzuerkennen.²⁰

15 Vgl. Anson Rabinbach: »Genozid. Genese eines Konzepts«, in: ders.: *Begriffe aus dem Kalten Krieg. Totalitarismus, Antifaschismus, Genozid*, Göttingen 2009, S. 43–72.

16 Vgl. Langer: *Testimonies* (Anm. 10), bes. S. 1–38.

17 Vgl. Ilka Quindeau: *Trauma und Geschichte. Interpretationen autobiografischer Erzählungen von Überlebenden des Holocaust*, Frankfurt a.M. 1995, bes. S. 38–44.

18 Vgl. Cathy Caruth: »Trauma als historische Erfahrung: Die Vergangenheit einholen«, in: Ulrich Baer (Hg.): *Niemand zeugt für den Zeugen. Erinnerungskultur nach der Shoah*, Frankfurt a.M. 2000, S. 84–98.

19 John S. Kafka: »»Unterbrechen« und »Zerbrechen«. Die Gewalt der Nicht-Interpretation«, in: *Trauma der Psychoanalyse? Die Vertreibung der Psychoanalyse aus Wien 1938 und die Folgen*, Wien 2005, S. 148 ff.

20 Vgl. Gerhard Scheit: *Jargon der Demokratie. Über den neuen Behemoth*, Freiburg 2007, S. 136.

Vor diesem Hintergrund lassen sich die Anführungszeichen in den Texten der Überlebenden als Klammer um eine traumatische Erfahrung verstehen, die aufgrund ihrer Grauenhaftigkeit und Gegen-Rationalität nicht in den Sinnzusammenhang einer Lebensgeschichte integriert werden kann. Die Anführungszeichen hätten dann eine historisch neue Funktion zu übernehmen. Handelte es sich bei früheren Verwendungen um das kontrollierte Einrücken einer fremden Rede in die eigene Geschichte oder um die souveräne Distanzierung von einem herrschenden Sprachgebrauch, so stehen sie nun als Symptom für eine Lebenslücke, als Anzeige für etwas, worüber andere verfügt haben, was anderen gehört und das weder selbst angeeignet noch mit anderen geteilt werden kann.²¹ Es erscheint mir fraglich, ob die linguistische Kategorie des Begriffsvorbehalts zureichend ist, um diese neue Funktion der Anführungszeichen in ihrem spezifischen Charakter zu erfassen. Dass die hier in Rede stehende Sprachnot auch auf die Texte derer durchschlägt, die sich wissenschaftlich mit den Folgen der Shoah beschäftigt haben, wird an der Problematisierung des Gebrauchs von Anführungszeichen deutlich, die sich in Ilka Quindeaus Auseinandersetzung mit den autobiografischen Erzählungen Überlebender findet. In einer Anmerkung heißt es: »In dieser Arbeit finden sich häufig einzelne Wörter in Anführungszeichen. Soweit es sich dabei nicht um Zitate handelt, geben sie die Sprachnot der Verfasserin wieder, die zumindest zum Teil dem Gegenstand geschuldet ist.«²²

III

Zeitlich parallel zur Auseinandersetzung mit den Folgen der Shoah bilden die Diskussionen um die Konsequenzen des Einsatzes und der Weiterentwicklung der Atomwaffen ein zweites Problemfeld, auf dem die Anführungszeichen in einem neuen historischen Sinne eingesetzt wurden. Das Ausgangsproblem liegt in der Frage, wie Artefakte kategorisiert werden sollen, die in Minuten das Leben von Millionen auslöschen können. Kritiker haben als einen entscheidenden Punkt herausgestellt, dass durch diese neuen Waffen das traditionelle, von Clausewitz geprägte Verständnis des Krieges als eines Mittels der Politik außer Kraft gesetzt ist, da der Einsatz dieser Waffen aufgrund ihrer verheerenden Wirkungen jeden vernünftigen Zweck zu Schanden machen würde. Die Zerstörung der Mittel-Zweck-Relation wurde daran verdeutlicht, dass die Steigerung der Zerstörungskapazität zwar technisch möglich, aber praktisch bedeutungslos ist, da sich der Effekt nicht steigern ließe.²³ Die begriffliche Arbeit der Kritiker hatte dementsprechend einen doppelten Charakter: Einerseits ging es darum, die Anwendbarkeit traditioneller Kategorien der Kriegführung zu bestreiten bzw. die Überholtheit der traditionellen Kategorien herauszustellen, was vermittelt durch den Einsatz von Anführungszeichen realisiert wurde. Zu den inkriminierten Kategorien gehörten etwa die Begriffspaare *Sieger* versus *Besiegte* oder *Militär* versus *Zivilbevölkerung*. Zugleich ging es den Kritikern darum, die Aufmerksamkeit auf den ver-rückten Sinn des Vokabulars zu lenken, das den neuartigen Charakter dieser Waffen sowie die Bedingungen, unter denen sie entwickelt wurden, zum Ausdruck brachte. Auffälliger Weise wurden nun aber auch diese neuen Kategorien häufig in Anführungszeichen präsentiert, was sich nicht allein aus der schon früher bekannten Funktion von Anführungszeichen verstehen lässt, gewagte oder riskant erscheinende Neuprägungen zu markieren. Meines Erachtens kommen die Anführungszeichen hier in der neuen Funktion zum Einsatz, ein sachlich angemessenes

21 Vgl. Jochen August/Götz Aly/Jan Philipp Reemtsma: »Viereinhalb Jahre«, in: *Die Auschwitz-Hefte*, Bd. 1, S. 7–8, hier S. 7.

22 Quindeau: *Trauma und Geschichte* (Anm. 16), S. 22.

23 Vgl. Günther Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Zerstörung der Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*, München 2002, S. 250.

Sprechen hervorzuheben, das seinen Gegenstand nicht mehr verantworten kann. Die Anführungszeichen markieren also eine Distanz zum Objekt, die nichts mit Ironie zu tun hat. Im Gegenteil wird der Ausdruck als sehr treffend empfunden, die bezeichnete Sache aber als keiner menschlichen Bestimmung mehr subsumierbar verstanden. Es handelt sich, wie etwa bei den Begriffen *MAD (Mutual Assured Destruction)*, *Finite Deterrence* oder *Overkillkapazität*, um einen objektiven Widersinn, um Absurditäten, die keiner Vernunftbestimmung unterstellt werden können. Günther Anders hat im Hinblick auf diese Spaltung, die vermittelt von Anführungszeichen angezeigt wird, von einem »prometheischen Gefälle«²⁴ gesprochen; für Jerome Frank stellt sich der Überschnitt zu den neuen Massenvernichtungsmitteln semantisch so dar, dass die alten Bedeutungen obsolet geworden und die neuen ultimativ absurd sind.²⁵

Im Hinblick auf diese neue Verwendung möchte ich abschließend die Frage formulieren, ob nicht viele der neueren Begrifflichkeiten, die uns heute in Anführungszeichen begegnen und der Jury der sprachkritischen Aktion als Kandidaten für Unworte des Jahres oder für ein neues Wörterbuch des Unmenschen vorgeschlagen werden, eher dieser neuen Funktion subsumiert werden können. Zu denken wäre etwa an die Begriffe *Humankapital*, *Kollateralschaden*, *Vernichtungskapazität* oder *Anschlussverwendung*, die nüchtern und präzise reale gesellschaftliche Beziehungen erfassen. Wenn diese Überlegung zutrifft, dann wäre eine Grenze der Sprachkritik erreicht, denn die vermeintlichen Euphemismen oder sprachlichen Rohheiten würden sich als adäquate Bezeichnungen verdinglichter Verhältnisse erweisen. Die Forderung nach einer anderen Sprache²⁶ wäre dann gleichbedeutend mit einer Beschönigung von Verhältnissen, die dem Einzelnen als vernunftwidrig, absurd, gewaltförmig oder gar lebensbedrohlich erscheinen. Aufschlussreich an diesen Verwendungen ist, dass sie Kontexten des Alltagslebens entstammen, also nicht auf unmittelbare politische Gewalt, sondern auf Formen einer anonymen, strukturellen Gewalt verweisen, die zur allgemeinen Grundlage der Reproduktion der Gesellschaft gehören. Die beobachtbare Häufung des Gebrauchs von Anführungszeichen ließe sich auch als Symptom eines Fremdwerdens der Welt betrachten, die umso gespenstischer und sinnloser erscheint, je präziser sie sprachlich erfasst wird. Unter Bedingungen, von denen parteiübergreifend gesagt wird, dass sie nicht nachhaltig (präziser müsste es heißen: nicht zukunftsfähig²⁷) sind, wäre das nichts Verwunderliches.

24 Ebd., S. 267.

25 Vgl. Jerome D. Frank: *Sanity and Survival. Psychological Aspects of War and Peace*, London 1968, bes. S. 21–31, S. 228 ff.

26 Vgl. Horst Dieter Schlosser: »Von ›ausländerfrei‹ bis ›Diätenanpassung. Fünf Jahre Unwortsuche«, in: *Der Sprachdienst* 2 (1996), S. 47–57.

27 Vgl. Ulrich Grober: »Modewort mit tiefen Wurzeln – Kleine Begriffsgeschichte von ›sustainability‹ und ›Nachhaltigkeit‹«, in: *Jahrbuch Ökologie* (2003), S. 167–175.

REZENSION

Stephan Günzel (Hg.): *Lexikon der Raumphilosophie*

unter Mitarbeit von Franziska Kümmerling, Darmstadt:
Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012

Herbert Kopp-Oberstebrink

Stephan Günzel, dem Herausgeber des hier anzuzeigenden *Lexikons der Raumphilosophie*, verdankt die kulturwissenschaftliche Forschung zu Begriff und Metapher des Raumes eine Reihe bedeutsamer Publikationen. Den Auftakt bildete der zusammen mit Jörg Dünne herausgegebene Band *Raumtheorie* aus dem Jahre 2006, eine klug und umsichtig eingeleitete Auswahl gleichsam kanonischer Texte zu Raum und Räumlichkeit.¹ Diesem Reader trat drei Jahre später ein *Raumwissenschaften* überschriebener, nunmehr von Günzel alleine verantworteter Band zur Seite, der eine stattliche Anzahl von Einzelbeiträgen verschiedener Autoren unterschiedlichster Disziplinen zusammenbrachte.² Der Sammelband gab Einblick in den damaligen Stand kulturwissenschaftlicher Arbeit am Raum; vor allem machte er deutlich, welche hohe Relevanz die Diskussion um Begriff und Metapher des Raumes für die einzelnen Disziplinen und deren aktuelle Forschungsarbeit beanspruchen kann. Auf die Dokumentation der Quellen und den Maßstäbe setzenden Sammelband folgt nun also ein Wörterbuch – zusammen mit den beiden Vorgängerveröffentlichungen bildet das jüngst erschienene *Lexikon* eine Trilogie des »spatial turn« im Bereich der deutschsprachigen Forschung. Die Meßlatte liegt damit hoch, wenn man die überzeugenden Konzeptionen von Reader und Sammelband heranzieht. Und der Fragen sind viele, wenn man die drei Publikationen nebeneinander stellt. Sie beginnen bereits beim Titel *Lexikon der Raumphilosophie*. So ließ sich der Singular »Raumtheorie« im Titel des Kompendiums noch als Sammelbegriff für die vielfältigen, teils recht heterogenen theoretischen Bemühungen um das Thema lesen, wie sie die einzelnen thematisch gegliederten Abteilungen des Bandes auffächerten, wenn physikalische, metaphysische, phänomenologische, ästhetische, soziale und dergleichen mehr Räume unterschieden wurden. Sie alle blieben *Theorie* der Räumlichkeit. Der Plural des Sammelbandes *Raumwissenschaften* hingegen gab einen Hinweis darauf, dass unter dem Paradigma des Raumes ganz unterschiedliche Perspektiven auf das Thema versammelt sind. »Weil es eben«, wie der Herausgeber feststellte, »ganz unterschiedliche Fragestellungen und Methoden gibt, durch die Raum oder räumliche Relationen beschrieben werden.«³ Es ging dem Band »ausdrücklich nicht um eine Rehabilitierung von Raumwissenschaft im Singular«, und deshalb konnte diese Publikation zu einem Meilenstein interdisziplinären Arbeitens in den Kulturwissenschaften werden.⁴

1 Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2006; Stephan Günzel (Hg.): *Raumwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2006.

2 Stephan Günzel (Hg.): *Raumwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2009.

3 Ebd., S. 12.

4 Ebd., S. 10.

Doch wie steht es um Programm und methodisches Profil des *Lexikons*, das durch den Singular »Raumphilosophie« im Titel geprägt wird? Wird hier etwa eine Rehabilitierung der Philosophie angestrebt? Gar die einer bestimmten »Raumphilosophie« – und womöglich sogar die einer einzigen, alleine gültigen? Der Titel weckt Befürchtungen, die Wortschöpfung »Raumphilosophie« könne reduktiv gemeint sein, entweder im Sinne der Einschränkung auf einen ganz bestimmten Raum, so wie das Wort »Raumanzug« ein Kleidungsstück für einen ganz bestimmten Raum, den Weltraum, bedeutet, oder im Sinne der Festlegung auf das definite Konzept einer bestimmten Philosophie.

Das *Lexikon* zerstreut solche Befürchtungen rasch, zumindest in quantitativer Hinsicht. Versammelt es doch auf 471 Seiten ungefähr 700 Einträge, die von 192 Autoren verfasst wurden; die Menge der Querverweise innerhalb der Einträge auf andere Lemmata ist kaum zu schätzen. Die einzelnen Einträge sind eher kurz gehalten, sie überschreiten selten den Umfang einer Seite, zumeist nehmen sie ungefähr eine Spalte der zweispaltig gesetzten Seiten ein. Das Großunternehmen unterwirft sich keinen unnötigen Beschränkungen; die Entgrenzung der Semantik von »Raum« scheint vielmehr das Programm zu sein. Löst man das Kompositum »Raumphilosophie« in seine begrifflichen Bestandteile auf, dann wird also schnell klar, dass »Philosophie des Raumes« Raum im Sinne von Räumlichkeit meinen muss. Das Titelwort 'Raumphilosophie' muss dabei als Neologismus gelten, handelt es sich doch um keinen in irgendeiner Weise eingeführten philosophischen Begriff oder eine philosophische Subdisziplin, auch wenn es bereits in den 1920er Jahren den Titel einer Publikation zierte.⁵ Aber welche philosophische Konzeption liegt zugrunde, weshalb ist die Rede von einer »Philosophie« des Raumes?

Was begründet dieses Dach, unter dem die höchst heterogenen Einträge versammelt sind, fragt man sich, denn schließlich finden sich hier Lemmata zu den Worten »Abort«, »Brösel« oder »Maulwurf« ebenso wie zu »Denkraum«, »Topologie« oder »Gestalt«. Handelt es sich beim *Lexikon der Raumphilosophie* um ein Wörterbuch philosophischer Begriffe oder um ein Nachschlagewerk zu historischen und aktuellen Konzeptionen vom Raum? Sind hier begriffliche oder eher metaphorische Elemente zu einer Philosophie des Raumes versammelt? Mit Fragen dieser Art wendet sich der Leser üblicherweise an die Einleitung eines solchen Bandes – im Falle des *Lexikons der Raumphilosophie* sucht er freilich vergebens. Das knapp zweiseitige »Vorwort« des Herausgebers spricht diese schwierigen Fragen nicht an. Man ist – wie so häufig bei diesem Band – an die Lemmata verwiesen, die aber solche konzeptionellen Fragen nicht thematisieren und sie auch gar nicht thematisieren können. Der Selbstverständlichkeit, mit der das Wort »Raumphilosophie« im Titel eingeführt wird, entspricht keine angebbare Bedeutung.

Die Einleitung ist aber auch der Ort, an dem Hinweise zu Fragen nach disziplinärem Zuschnitt, Methoden, Gegenstandsbereich, dem Vorhaben im Ganzen sowie nach Auswahl und Festlegung der einzelnen Einträge eines Wörterbuches zu erwarten wären. Anliegen des *Lexikons* sei, die »disziplinäre und methodische Pluralisierung von Perspektiven« auf den Raum zur Darstellung zu bringen, »welche nicht einer einzelnen Wissenschaft oder einem einzelnen Ansatz den definitiven oder historischen Vorrang gibt« (S. 11), wie der Herausgeber erklärt. In Fortführung der fröhlichen Wissenschaft begrifflicher Neuprägung heißt es dazu an späterer Stelle, für die »Raumforschung« sei es unabdingbar, dass sie »sich nicht nur auf mathematisch-physikalische, sondern auch auf architektonische, geographische, historische, kulturwissenschaftliche, künstlerische, literarische, psychologische, soziologische etc. Erkenntnisse stützt, ohne dabei eine Perspektive von vornherein zu priorisieren« (S. 12). Sieht man einmal davon ab, dass die obskur bleibende »Raumphilosophie« nun durch den singuläre tantum einer »Raumwissenschaft« ersetzt wird, so situiert das Vorwort anhand solcher Überlegungen das gesamte Projekt des *Lexikons der Raumphilosophie* in der Familie begriffsgeschichtlich angelegter Wörterbücher. Da für den Herausgeber gerade die

5 Nikola M. Poppovich: *Die Entwicklungsgeschichte der vorkritischen Raumphilosophie Kants*, Wien/Leipzig 1925.

Gattung lexikographischer Werke das Erfordernis erfüllt, keiner einzelnen disziplinären Perspektive den Vorrang zu geben, scheint zudem ein interdisziplinäres Vorgehen das Verfahren der Wahl zu sein (S. 11).

Doch das Vorwort verharret bei jener vorsichtigen, freilich auch vagen Formulierung »disziplinäre[r] und methodische[r] Pluralisierung von Perspektiven« und positioniert sich im übrigen disziplinär wie methodologisch ausschließlich *ex negativo*, vornehmlich in Abgrenzung zum *Historischen Wörterbuch der Philosophie* oder den *Ästhetischen Grundbegriffen* (S. 11). Wie aber wird die treffliche Beschreibung des Herausgebers, das Thema des Raumes sei eines, das »über Fachgrenzen hinweg« eine »konstitutive Rolle für die Etablierung vieler Ansätze« spiele, im Falle des *Lexikon der Raumphilosophie* methodologisch näher qualifiziert? Um es kurz zu machen: die Methodenreflexion darauf, wie das Wörterbuch mit den disziplinären Perspektiven umgeht, ob und wie es sie integriert, ob jeweils verschiedene Disziplinen ein Lemma beleuchten oder ob ein Lemma aus der Perspektive einer Disziplin dargestellt wird, unterbleibt im Vorwort. Einzig bei der knappen Erläuterung des Aufbaus der Einträge gibt es den Hinweis, die »lexikalische Darstellung« erfolge »im Ausgang von [...] einer – zunächst durchaus fachlich lokalisierten – Debatte über die interdisziplinäre Untersuchung, den Aufriss des Problemfeldes, die Nennung zentraler Positionen und Untersuchungsgegenstände« (S. 12). An dieser Stelle fällt nun endlich beiläufig das Zauberswort »interdisziplinär«, doch herrscht auch hier ein gewisser, andernorts ebenfalls festzustellender Obskurantismus des Vorwortes: Welche »Debatten« über welche »interdisziplinäre Untersuchung« sind gemeint? Auch diese Frage bleibt ungeklärt.

Setzt man die angesprochenen Fragen nach dem methodischen und konzeptuellen Zuschnitt ob der Fülle der Lemmata einmal zur Seite, dann bietet das Wörterbuch eine ganze Schatzkammer lesenswerter, anregender und häufig genug auch hochgradig unerwarteter Beiträge. Hier wird der Sinn eines »Lexikons« noch einmal und ganz neu greifbar: Es kann schlechterdings nicht antizipiert werden, welche Sacheinträge zur Darstellung kommen, und mutmaßlich jeder Rezensent wird eingestehen müssen, hier Worte in ihrem Bezug zur Räumlichkeit präsentiert zu bekommen, von denen er zuvor nie gehört hatte, zumindest nicht in diesem spezifischen Sinne. Diese Möglichkeit der Entdeckung, mitunter auch Neu-Entdeckung, macht einen hohen Reiz des *Lexikons* aus. Einzelne Beiträge sind geglückte wissenschaftsgeschichtliche Miniaturen, die im besten Falle auch den Standpunkt ihres Verfassers durchscheinen lassen. Knut Ebelings Eintrag »Archiv« (S. 30–31) etwa macht keinen Hehl daraus, dass er dem Verständnis seines Gegenstandes in der Interpretation Jacques Derridas eine Referenz erweist. Das Lemma motiviert die Darstellung also von ihrem historischen Ende her und geht von hier aus auf die Anfänge des »Archivs« im antiken Griechenland zurück. Wie hier einerseits eine der komplexesten Deutungen des Archivs als des dreifachen Raumes des Gesetzes verständlich präsentiert wird, wie diese aber gleichzeitig das Gerüst zu einem verständlichen und informativen Wörterbucheintrag bietet, das nimmt in seiner Leichtigkeit ein. Der Eintrag »Boden« (S. 59–60) von Olaf Briese besticht zum einen durch die konzise Analytik verschiedener Bedeutungen des Wortes, des Begriffes und der Metapher und unterscheidet hierbei neun verschiedene Aspekte. Im Ausgang von der letzten der angegebenen Bedeutungsschichten, dem Begriff »Boden« im Sinne einer »Referenzebene für Gegebenes [...], für scheinbar Unhintergebares« (S. 59), wird sodann eine bei Descartes einsetzende Begriffsgeschichte en miniature erzählt. Von der zweigeteilten Anlage und vom Verfahren dieses Lemmas her ist man an die sachlich-definitiv beginnenden und historisch fortgeführten Artikel des im Vorwort so heftig kritisierten *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* erinnert. Doch Begriffserzählungen brauchen einen gewissen Raum, den ihnen das *Lexikon der Raumphilosophie* nicht zugesteht. Insofern werden die ins Monumentale abgleitende Überfülle der Belege und deren jeweilige sprengselhafte Knappheit konzeptuell wirksam. Ähnlich angelegt ist der Beitrag von Rüdiger Zill zur »Aufhebung« (S. 35–36), der eingangs die dreifache alltagssprachliche Bedeutung des Wortes erläutert und diese dann anhand der von ihr durchdrungenen Hegelschen Dialektik expliziert.

Das ist fachphilosophisch einschlägig, auch die daran anschließende pointillistische Ausziehung der von Räumlichkeit abhängigen Bedeutungen des Wortes in Psychoanalyse, Literatur, Technik- und Medien-geschichte liest man mit großem Gewinn. Das Lemma mündet mit hohem Sinn für Ironie in seine Selbst-Aufhebung, wenn abschließend mit Günter Anders' Formel von der »Antiquiertheit des Raumes« dessen Verschwinden thematisiert wird (S. 35).

Liest man die einzelnen Beiträge allerdings auf die Frage ihrer methodischen Verfasstheit hin, dann macht sich die bereits erwähnte Ratlosigkeit breit. Nimmt man etwa den von Christian J. Grothaus verfassten Eintrag zum Wort »Tal«, so bietet sich eine überwiegend im Philosophischen abspielende Lektüre und Interpretation von Nietzsches *Also sprach Zarathustra*, deren Verdichtung auf den Aspekt der Geophilosophie hin durchaus beeindruckend ist, die aber in keiner Hinsicht interdisziplinär genannt werden kann (S. 402). Dies zeigt auch die zitierte Literatur. Das folgende Lemma »Tarnung« von Peter Geble bringt verhaltensbiologische Forschung mit Militärtechnik zusammen und zieht eine Linie von Gerald H. Thayers bahnbrechenden gestaltpsychologischen Untersuchungen über die Tarnung im Tierreich zu den Tarnkappenflugzeugen heutiger Zeit (S. 402–403).⁶ Hierbei handelt es sich wiederum um eine schöne wissenschaftsgeschichtliche Miniatur, doch wo bleibt die »durchaus fachlich lokalisierte Debatte über die interdisziplinäre Untersuchung«? Der komplette Ausfall der interdisziplinären Perspektive ist ebenfalls zu verzeichnen bei Ellen Harlizius-Klücks Lemma »Teilbarkeit« (S. 403–404). Ganz im Stile traditioneller Philosophiegeschichtsschreibung à la Ernst Cassirer en miniature gehalten, wird hier ein philosophiehistorisch-wissenschaftsgeschichtliches Narrativ entwickelt, das die Geschichte des Atoms von der frühen griechischen Naturphilosophie über Platon bis zu Hantaro Nagaoka und Nils Bohr erzählt.

An dieser Stelle wird zweierlei deutlich: Zum einen macht es bereits die schiere Kürze der Lemmata unmöglich, in ihnen interdisziplinäre Perspektiven zu entfalten oder gar interdisziplinäre Begriffs- oder Metapherngeschichten zu erzählen. Vertiefung, Entfaltung, Einlässlichkeit sind der offenbar gewünschten programmatischen Vielzahl der Einträge geopfert worden. Zum anderen meint die methodische Beschränkung auf die »fachliche Lokalisierung« wohl nichts Anderes, als dass die Miniaturen ihr Thema aus der fachlichen Perspektive ihrer jeweiligen Verfasser abhandeln und dabei Resultate aus anderen Disziplinen berücksichtigen sollen. Schade nur, dass ein Verzeichnis fehlt, dem zu entnehmen wäre, aus welchem Fach der jeweilige Autor stammt – der Leser selbst kann so keinen der Beiträge »fachlich lokalisieren«. Verstünde man die Lemmata als mitunter recht beliebig gewählte Aspekte des Raumes, so wäre beim *Lexikon der Raumphilosophie* ein allenfalls multidisziplinäres Gebilde zustande gekommen – »multidisziplinär« freilich in dem flachen Sinne, dass Vertreter einzelner Disziplinen Beiträge zu einem Thema liefern und das Ganze zwischen zwei Buchdeckel kommt. Auch wenn es im Falle des *Lexikons* sehr viele Beiträge sind und das Thema ein Makrobegriff ist, so kann das eben nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Band der Logik des Sammelbandes gehorcht, sieht man einmal von der überbordenden Fülle der Querverweise ab. Das ist in Anbetracht des Niveaus, auf dem interdisziplinäre Lexikographie sich heute bewegt, bedauerlich – genannt sei etwa das *Historische Wörterbuch der Biologie* –, und bleibt hinter den Standards inhaltlich-interdisziplinärer Komplexität und methodologischer Reflektiertheit weit zurück.⁷ Und – auch das muss angesichts der kritischen Abgrenzung des Herausgebers von den Projekten des *Historischen Wörterbuches der Philosophie* und der *Ästhetischen Grundbegriffe* bei gleichzeitiger Lokalisierung des eigenen *innerhalb* begriffsgeschichtlicher Lexikographie gesagt werden – betrachtet man die Qualität der einzelnen Einträge als solcher und stellt dem *Lexikon der Raumphilosophie* die beiden genannten Wörterbücher gegenüber, dann müssen die Einträge zum Raum sowohl bei Ritter / Gründer / Gabriel als auch bei Barck u.a. als

6 Gerald H. Thayer: *Concealing Coloration in the Animal Kingdom*, New York 1909.

7 Georg Toepfer: *Historisches Wörterbuch der Biologie. Geschichte und Theorie der biologischen Grundbegriffe*, 3 Bde., Darmstadt 2011, zur Methode und Fragen der Interdisziplinarität vgl. die Einleitung, Bd. 1, S. XIII–XLVIII.

Musterbeispiele dafür gelten, in welchem hohem Maße verschiedene disziplinäre Perspektiven innerhalb eines Lemmas versammelt werden können.⁸ Verglichen damit müssen die meisten der lexikographischen Miniaturen der *Raumphilosophie* als schlichte assoziativ strukturierte Aufzählungsnarrative gelten, als wissenschaftsgeschichtliche Kürzestgeschichten, bar jeglicher begriffs / metapherngeschichtlichen oder interdisziplinären Vertiefung. Die Grundkonzeption des *Lexikons der Raumphilosophie* besteht letztlich darin, das gleichsam zu atomisieren, was in den beiden historischen Wörterbüchern noch ein einziger, wie vielfältig auch immer untergliederter Eintrag war.

Es mag müßig sein, angesichts der ausufernden Fülle von Einträgen anzumahnen, dass dieses oder jenes Wort fehle oder dass Einträge überflüssig seien. So mag einleuchten, dass ›Fall‹ als Wort, das eine Bewegung ausdrückt, einen Bezug zur Räumlichkeit hat, was beim Verfasser des entsprechenden Eintrags, Christian Reidenbach, ein wildes Stationendrama der Fall-Metaphorik in Gang setzt, das vom Fallregen der antiken Atomisten, von Lukrez über Nietzsches *Zarathustra* (»Und wen ihr nicht fliegen lehrt, den lehrt mir – schneller fallen«) zu Freud, Wittgenstein, zu Höllenstürzen, zu den Gemälden Georg Baselitz' und Norbert Biskys und schließlich zu den aus den Fenstern springenden Büroangestellten des einstürzenden World Trade Centers reicht (S. 109) – eine Reihe, die als freie Assoziation innerhalb der Psychoanalyse methodisch durchgehe, nicht aber als »geschichtliche Betrachtung« (S. 12) in einem Wörterbuch. Doch das Wort ›Fall‹ hat im Deutschen eine weitere, gänzlich unräumliche Bedeutung und meint dann das, was jeweils der Fall ist. Im Englischen wäre diese Bedeutung mit ›case‹ zu übersetzen. Wenn nun der Anfang des Eintrags das Wort ›Fall‹ in dieser unräumlichen Bedeutung des Kasus kurz abhandelt und mit dem ›Fall‹ als Bewegung verbindet, dann ist man auf der Tiefebene des Kalauers angelangt. Problematischer freilich scheint, dass ›Fall‹ in der Bedeutung dessen, was der Fall ist, keine räumliche Bedeutung abzugewinnen ist. Auch vermag der Raumbezug der Einträge ›Frieden«, ›Fülle«, ›Gabe«, ›Mode«, ›Möglichkeit« oder ›Mythos« nicht recht ins Auge zu springen – um nur einige wenige, willkürlich ausgewählte Beispiele zu nennen.

Konstruieren freilich lassen sich Bezüge zur Räumlichkeit, und im Zeichen des sogenannten ›spatial turns‹ wird hier mitunter fleißig Räumlichkeitsbezug hergestellt. Als Beispiel mag der Eintrag zur »Nachgeschichte« dienen, den der Herausgeber Stephan Günzel selbst verfasst hat: »Die Nachgeschichte (frz. *posthistoire*) bezeichnet einen Zustand im ↗ Jenseits der ↗ Geschichte« hebt das Lemma an, und übersetzt das temporal konnotierte »nach« in das eindeutig räumlich zu verstehende »Jenseits«, und schon ist ein weiterer Eintrag generiert. Verräumlichung scheint die Strategie der Wahl zu sein für Begriffe oder Wörter, denen von sich aus der Raumbezug fehlt. Was aber entschieden schwerer wiegt, ist der Umstand, dass der Artikel von vornherein »Nachgeschichte« und »posthistoire« in völlig unklarer Weise miteinander identifiziert und letztlich gar nicht von »Nachgeschichte«, sondern vom »Posthistoire« handelt. Es fällt schwer, hierin keinen Etikettenschwindel zu sehen, dessen Motivation darin liegen dürfte, dass das französische Wort sich schwerlich als mit dem Raum konnotierter Ausdruck lesen lässt. Dabei hat der Begriff der »Nachgeschichte« eine gänzlich andere Begriffsgeschichte, die im Unterschied zum Ausdruck »Posthistoire« eschatologischer Bedeutungsschattierungen gänzlich entbehrt und in Philologie und Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts schlicht die auf ein Ereignis oder eine Geschichte folgende Geschichte meint. Stationen dieses ›Posthistoire‹-Narrativs sind Hegel, Kojève, Baudrillard, Fukuyama und Nietzsche, letzterer der wohl am häufigsten zitierte Philosoph dieses Bandes. Als Ironie dieser (Begriffs)-Geschichte wird man schließlich verbuchen müssen, dass der Medientheoretiker Vilém Flusser, der dem Begriff der »Nachgeschichte« tatsächlich zu gewisser terminologischer Prominenz verholfen und ihn vorbehaltlos mit dem des »Posthistoire« identifiziert hat, mit keinem Wort erwähnt wird. Und verwundern muss auch,

⁸ Joachim Ritter/Karlfried Gründer/Gottfried Gabriel (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, 13 Bde., Basel/Darmstadt 1971–2007; Karlheinz Barck u.a. (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe*, 7 Bde., Stuttgart/Weimar 2000–2005.

dass der Philosoph, der in Deutschland den Begriff des ›posthistoire‹ in die akademische Welt eingeführt hat, der Berliner Religionsphilosoph Jacob Taubes (1923–1987), mit keinem Wort erwähnt wird. Schließlich war er es, der in seinem Buch *Die Abendländische Eschatologie* Joachim de Fiores Geschichtsmodell erstmals in die dialektisch-spekulative Geschichtskonstruktion Hegels eingetragen hat.⁹ Eine solche, im Zeichen einer europäischen Geschichte der Eschatologie entworfene Geschichtsschreibung bietet den Hintergrund des Lemmas, das diese Konstruktion als baren historischen Sachverhalt darbietet.

Dass die Lemmata teilweise auf eigenwilligen Interpretamenten beruhen und diese dann zu Aspekten des Raumes extrapoliert und damit auch totalisiert werden, kann am Beispiel des Eintrags »symbolische Form« verdeutlicht werden (S. 397–398). Nelly Gawelleks lexikalischer Miniatur gelingt die Darstellung von Ernst Cassirers Konzeption der symbolischen Formen auf dem beschränkten Raum von wenig mehr als einer Textspalte – zweifelsohne ein Kabinettstückchen, aber eines, dessen Preis interpretatorische Verkürzungen und darstellerische Verzeichnungen sind. Freilich wäre auch dieses Lemma in einem *Lexikon der Raumphilosophie* nicht unbedingt zu erwarten gewesen. Sind doch symbolische Formen »Grundformen des ›Verstehens‹ der Welt« – wie die Verfasserin Cassirer zitiert. Der Artikel unterstellt nicht nur, dass die Formen des Weltverstehens in irgendeinem Bezug zum Raum stehen müssen. Es betrachtet die *Philosophie der symbolischen Formen* insgesamt unter dem Vorzeichen des spatial turns, und unterstellt ihr in toto eine »räumliche Vorstellung von Erkenntnis«. Cassirer überwinde »den Dualismus von ↗ Anschauung und Deutung«, den Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* »veranschlagt« habe (S. 397). Bereits die Kant-Deutung erscheint als einigermaßen verwegen, denn diesen Dualismus gibt es bei Kant so nicht, allenfalls den von Anschauung und Begriff. Überboten wird dies noch durch ein Argument, das begründen soll, weshalb Cassirer die erwähnte »räumliche Vorstellung von Erkenntnis« habe: Erfahrung vollziehe sich Cassirers Auffassung nach stets in Relationen. Diese anhand von Cassirers Texten belegbare Einsicht wird nun ihrerseits durch die Verfasserin verräumlicht, wenn formuliert wird, Cassirer gehe davon aus, »dass sich die ↗ Erfahrung stets *innerhalb eines Raums* von Bezügen (↗ Relation)« vollziehe (S. 397, Hvh. H. K. O.). Gerade diese Drehung ins Räumliche ist die Crux, denn Cassirer denkt die Relationen, in denen Erfahrung und Erfahrungsgegenstand stehen, keineswegs als in einem Raum angesiedelt, vielmehr handelt es sich um kategoriale Erkenntnisfunktionen. Aber genau diese willkürliche Drehung bereitet die quasi faktische Feststellung vor, die dann wenige Zeilen später folgt, wenn es heißt, Cassirer habe eine »räumliche Vorstellung von Erkenntnis« gehabt. Zwar verstand Cassirer den Raum ganz ohne Zweifel als eine Form der Anschauung, die sich innerhalb der verschiedenen symbolischen Formen verschieden realisiert. So weist etwa der mythische Raum Charakteristika auf, die dem ästhetischen oder theoretischen Raum nicht zukommen. Den Raum aber zum Grundzug der Erkenntnis totalisieren zu wollen, ist Cassirers Auffassung vollständig fremd. Dasselbe gilt für die Feststellung, Cassirer begreife den Raum »als kulturelle (↗ Kultur) Kategorie«, was offenbar der Priorisierung des Raumes dienen soll. Hätte Cassirer in Begriffen von »kulturellen Kategorien« gedacht, so wäre diese Auszeichnung ebenso der Zeit oder der Zahl zugekommen, sie wäre keine Besonderheit des Raumes gewesen. Was nichts Anderes heißen soll, als dass die Wendung einer »kulturellen Kategorie« eine Leerformel darstellt, da für den Verfasser der *Philosophie der symbolischen Formen* jegliche kategoriale Formung innerhalb von Kultur stattfand. Die Problematik der Strategie der Verräumlichung dürfte anhand dieser Exempel deutlich geworden sein. Auf diese Art können durch Lektüren und Re-Lektüren im Zeichen des spatial turns Lemmata erzeugt werden, wo man keine vermutet hätte.

Der eingangs festgestellte Grundzug des *Lexikon der Raumphilosophie*, sich in methodischer Hinsicht nicht festlegen zu wollen, ist auch anzutreffen, wenn es um die Frage geht, was denn nun der Gegenstand

9 Vgl. Jacob Taubes: *Die Abendländische Eschatologie*, Bern 1947, S. 81–82 und 90–98.

dieses Wörterbuches im engeren Sinne sei: der Begriff, die Metapher oder die Denkfigur des Raumes. Davon hängt im Weiteren die Frage ab, ob man es hier mit einem begriffs- oder metapherngeschichtlichen Unternehmen zu tun hat. Auch hier ist die Strategie des Vorwortes die im Negativen verbleibende Abgrenzung von den erwähnten bereits existierenden Projekten. Zwar wird an einer Stelle des Vorwortes betont, dass »Raum [...] für die philosophische Tradition ein schwer fassbarer Begriff« (S. 11) sei – also scheint von der Konzeption her ein begriffsgeschichtlicher Ansatz zugrunde zu liegen, wie immer dieser dann im Einzelnen realisiert sei. Dann aber hebt der Herausgeber hervor, dass »Raum eben nicht in *einem* Begriff« aufgehe, sondern wohl in mehreren, wie insinuiert wird, um schließlich zu konstatieren, dass Raum prinzipiell »nicht in einem Begriff aufgeht« (S. 11). Worin aber dann, in der Metapher etwa? Dass dies auch nicht der Fall ist, wird gleich eingangs festgestellt, wenn der Herausgeber bemerkt, für die Darstellung des Raumes sei das Wörterbuch die Gattung der Wahl, weil dadurch »Wörter, die besondere Formen der Räumlichkeit zum Ausdruck bringen, damit nicht als *uneigentliche Metapher* [Hvh. H. K. O.] für etwas anderes genommen« würden. Es ist also weder Begriffsgeschichte noch Metapherngeschichte intendiert, sondern allenfalls Wortgeschichte als kleinster gemeinsamer Nenner. Aber sicher scheint auch dies nicht, denn wenig später ist von »Diskursen zum Raum« die Rede (S. 11–12). »Konzepte, Phänomene, Begrifflichkeiten und auch Schlagworte« kämen zur Darstellung, wie es schließlich heißt, und dieses bunte Sammelsurium scheint das letzte Wort des Herausgebers zum Thema zu sein.

Es ist fraglich, ob es dem *Lexikon* überhaupt um geschichtliche Darstellung im Sinne von Wortgeschichte geht. Zwar wird im Vorwort an späterer Stelle eingeräumt, dass »gerade eine geschichtliche Betrachtung« zeige, dass »Räumlichkeit von sich wandelnden Vorstellungen begleitet wird« und dass der »Begriff« (nun also wieder: »Begriff«) erst durch »historische Kontexte und Bedingungen« zu verstehen sei (S. 13). Wie die einzelnen Lemmata diese methodologische Vorgabe dann realisieren – falls es sich um eine solche handelt –, das steht auf einem anderen Blatt. Historische Kontexte jedenfalls werden durchweg nicht ausgebreitet und können der Kürze der Einträge wegen auch gar nicht ausgebreitet werden, darauf wurde bereits hingewiesen. Was die einzelnen Artikel also leisten, das ließe sich wohl am besten als ›Wort-Narrative‹ bezeichnen, als kurze Erzählungen zu Worten – oder » Konzepten, Phänomenen, Begrifflichkeiten und auch Schlagworten« –, die in einem wörtlichen oder gedanklich konstruierten Bezug zur Räumlichkeit stehen. Diese sind mitunter vergnüglich zu lesen, wenn man Begrifflichkeiten, historische Bezüge oder Interpretationsfragen nicht zu ernst nimmt, sie sind gelegentlich anregend und häufig für Überraschungen gut, ganz im Sinne einer fröhlichen Wissenschaft bunter Assoziationen. Und weil Philosophie einmal der Name *der* Disziplin für das Große und Ganze war, weil Räumlichkeit »selbst eine Gesamtsicht« sei und weil schließlich »Raumwissenschaften« schon an den Titel eines früheren Projektes der Herausgeber vergeben war – wohl deshalb geriet bei diesem Unternehmen die ›Philosophie‹ aufs Titelblatt. Aber sicher kann man sich auch darüber nicht sein.